



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1912

10 (1912)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Ge segnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 10.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Oktober 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Heut' geht's in die Schule!

Der Rosenkranz.

Dreimal fünfzig Rosen schlingen
Sich zum Kranze um die Krone,
Strahlend nicht im ird'schen Glanze,
Strahlend in des Himmels Scheine.

Freud und Leid und Jubelwonne,
Wie die Jungfrau sie genossen,
Sind in diesen Rosenknospen
Lieblich blühend eingeschlossen.

Und wenn all' die Rosen blühen,
Klingt es sanft wie süßes Grüßen
Von der Erde auf zum Himmel
Schwebt es zu der Jungfrau Füßen.

Und von ihrem Throne segnend
Blickt sie auf das Herz hernieder,
Daß die Rosen wand zum Kranze
Machte, daß sie blühten wieder.

Und die Leiden, die gleich Dornen
Sich um's Herz so schmerzlich winden,
Blühen bald zu Freudenrosen,
Und die Dornen all' verschwinden.

Einige Wege, auf welchen den kathol. Missionen milde Gaben zufließen könnten.

Nach Max Steigenberger, b. g. Rat.

(Schluß.)

a) Der Weg der Sühne. Von dem ehrwürdigen Dulder Job wird in den hl. Büchern uns erzählt, daß er „Brandopfer“ darbrachte, für jeglichen seiner Sühne; denn er sprach: „Es möchten vielleicht meine Söhne gesündigt und Gott gegnert (d. h. hier: verabschiedet) haben in ihrem Herzen. Also tat Job all die Tage“. (Job. 1, 5.) Wo ist einer von uns, den nicht die und da die drückende Sorge befiel, es möchte durch irgend ein Verschulden oder durch irgend ein Versehen in der Pflicht des guten Beispiels eine oder viele Seelen Schaden gelitten haben, ohne daß sich eine Gelegenheit gäbe, diesen geistigen Schaden direkt wieder gut zu machen? Hier meinen wir, könnte die Gepflogenheit Jobs einen Fingerzeig geben. Ein öfter sich wiederholendes „Brandopfer“ für die Missionen wäre sicher nicht das letzte Mittel, um durch den daraus sich ergebenden geistigen Nutzen manch einen Schaden geistiger Art wieder gut zu machen. Also etwas in die „Ewige Missionsparkasse“!

Es könnte der Gedanke eines solchen Sühneopfers zugleich sehr erzieherisch wirken. Würde jemand sich vornehmen, behufs Ablegung von Gewohnheitsünden, wie Verausung, Fluchen, Lügen, Schabschneiden usw. für jeden Fehltritt außer der andern Sühne auch nur eine kleine Gabe in die Missionsparkasse zu legen, wie rasch würde oft die Seele entlastet von so schlimmen und lästigen Gewohnheiten, die Kasse aber gefüllt zu frommem Zwecke! Wenn erst für jede verirrte Seele durch eine erheblichere Spende ein Heidenkind gekauft würde, wie viele könnten zur heiligen Taufe gebracht werden! Oder wenn man für jedes schlechte Blatt und Buch den Wert für ein gutes in die Kasse legen wollte, welche Summe guter, sittigender Gedanken und Anregungen könnte damit verbreitet werden!

Freilich, manche Menschen werden von ihrem Gewissen bedrängt sein, noch viel Größeres zur Sühne zu tun. Aber vielleicht gibt eine oftmalige kleinere Gabe ihnen die Gnade des Mutes, Größeres zu tun, oder es gibt das den Hinterbliebenen den Fingerzeig, nach welcher Richtung hin sie dem Verstorbenen eine wirkliche Erquickung bereiten können, eine bessere als durch äußere übertriebene Toten-Ehrungen.

b) Der Weg des Dankes. Viele Menschen wissen bei freudigen Ereignissen fast nichts zu tun, als sich

einen „soliden Trunk“ zu leisten und sich vielleicht mit schwerem Gelde einen Magenjammer zu holen. Sicher ist bei solchen Gelegenheiten ein „Trunk oder Schmaus in Ehren“ vergönnt. Aber für eine empfangene Freude: Gott damit Dank zu sagen, daß man mit einer Gabe derer denkt, die im Glend der Verwahrlosung und des Irrtums leben, heiße Freude mit Freude vergelten.

Im besonderen dürfte eine solche Freudengabe in die Missionsparkasse sich empfehlen bei Gelegenheiten, wo man von Gott höhere Freuden empfangen, wie z. B. die Verzeihung der Sünden, die göttliche Gabe des allerheiligsten Sakramentes usw., also nach der heiligen Beichte, vor oder nach der heiligen Kommunion (wie als Opfer der Hirten oder drei Könige), am Jahrestag der heiligen Taufe, Firmung, Trauung, Priesterweihe, nach überstandener Krankheit, nach glücklich überstandener gefährvoller Reise u. dergl.

Ein großartiges Beispiel dieser Art gibt uns der reiche Oberzöllner Zachäus im heiligen Evangelium. Die Freude der Einklehr Jesu in seinem Hause stimmte ihn zu solcher Dankbarkeit, daß er sprach: „Die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen!“ (Luk. 19, 8.) Du guter Gott, wenn in unseren Tagen ein jeder von jenen Reichgüterten, die nicht einmal mehr wissen, was sie mit ihrem Zins anfangen sollen, nur die Hälfte solchen Zinses jährlich für innere oder äußere Mission geben würden, was könnte da Segensvolles geschaffen werden — für die Beschenkten und für die Spender selbst!

Wir glauben, daß in solchen Dankesopfern auch ein erzieherisches Moment besonders für die Jugend läge. Dankbarkeit ist ein Stück von Edelmut — und dessen sollte kein Mensch entbehren! Im übrigen sagt ja die heilige Kirche schon: „Gratias agamus Domino Deo nostro! Dignum et iustum est, aequum et salutare. Lasset uns Dank sagen dem Herrn unsern Gott! Das ist billig und recht, das ist geziemend und heilsam“.

c) Der Weg des Eifers. Es sind hier, so glauben wir, nach dem Vorausgehenden wenig Worte mehr nötig. Gleichwie das Feuer weiter frist und selbst kalte Gegenstände entzündet, so drängt es das Herz, wo es einmal Flamme gefaßt für die Missionen, mit erfinderischer Liebe von selbst, nicht bloß die eigenen Kräfte an materiellen Gütern und geistigen Talenten in den Dienst der Sache zu stellen, sondern auch andere für die nämliche Idee zu interessieren. Und so wird sich der Gedanke des Sammelns, des Verteilens von Missionschriften, Kalendern usw., wie von selbst ergeben. Es muß aber hierin eine gewisse Vorsicht herrschen, und darum wird es immer gut sein, sich mit einem Priester

ins Benehmen zu sehen, der in der Auswahl der helfenden Kräfte guten Rat geben kann. Auch kann er Sammelpunkte oder genaue Adressen vermitteln und gegebenenfalls auch behilflich sein bei Beförderung solcher Dinge auf die Post,

weil Schwierigkeiten hierin hie und da den Mut zum Sammeln benehmen könnten.

Zum Schlusse sei uns gestattet, eine kleine Begebenheit aus unserem Leben zu erzählen, die wir allerdings schon anderweit mitgeteilt haben, die aber kaum genug verbreitet werden kann; denn sie spricht vielleicht mehr, als alles, was wir gesagt haben: Vor etwa 20 Jahren kam zu uns aufs Zimmer eine einfache, aber sehr reinlich gekleidete Witwe mit weißen Haaren und sprach beiläufig folgendes: „Hochwürden, nun habe ich's beisammen, nun bringe ich's Ihnen! Wissen Sie, mein Mann ist tot; er war Holzhacker, ich Wäscherin. Nach unserer Trauung verständigten wir uns, um einmal „etwas Größeres“ leisten zu können, kein Bier zu trinken, sondern uns mit Milch und Wasser zu begnügen, und das statt des Bieres erhaltene Geld zusammen zu sparen. Wir haben das all die Jahre des Lebens hindurch getan und so etwas für die Missionen zusammen gebracht. Bereits habe ich einem

andern Herrn Größeres gebracht, — Sie sollen die letzte Summe haben, die für die Mission gehört. Beten Sie für meinen seligen Mann und für mich!“ Und die Frau legte in einem Pfandbrief tausend Mark auf den Tisch!

Braucht es weiterer Worte? Die Gefinnung dieser

Tagelöhnerseheleute ist so hoch, daß wir uns nicht kurzweg zu sagen getrauen: „Geh' hin und tue desgleichen.“ Aber wir glauben, sagen zu sollen: „Geh' hin und miß an diesen, was du bis jetzt getan!“



Missionschule in Kevelaer (Schwester Avellina).

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Endlich kamen die von P. Michael Angelo gemieteten schwarzen Träger an, und wir brachen sogleich auf.

Als wir nicht mehr weit von dem Dorfe entfernt waren, in dem wir übernachten wollten, kam uns mit lautem Gebrüll ein Löwe entgegen. Er konnte kaum mehr gehen und verlor bei jedem Schritt eine Menge Blutes, dennoch wurde er beim Anblick unserer Truppe wie rasend und ging sofort auf uns los. Die Pfeile, welche die Neger unter lautem Geschrei auf ihn abschossen, achtete er wenig; als es aber einem gelang, das dürre Gras in Brand zu stecken, machte er Kehrt und trollte nach der entgegengesetzten Seite von dannen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf. Es war zu unserer Verwunderung durch keine Dornhecke geschützt, und wir fanden die ganze Bevölkerung um einen verwundeten Mann auf dem Marktplatz versammelt. Auf die Frage, was denn vorgefallen sei, hörten wir, der Verwundete sei der Makolonte (Bürgermeister) des Dorfes und er habe einen schweren Kampf mit einem Löwen bestanden. Ich stieg aus meinem Hamak (Tragsänfte) und bedeutete dem Makolonte, er handle sehr unklug, daß er sein Dorf nicht mit der üblichen Schutzhecke umgebe. Er aber erwiderte gelassen:

„Vater, solange ich lebe, wird dies nicht nötig sein; nach meinem Tode aber mögen die Leute tun, was ihnen gut dünkt. Meine Wunde ist nicht gefährlich, auch brauche ich mich ihrer nicht zu schämen. Siehe, die Sache kam so: Ich stehe da ruhig auf dem Marktplatz und verkehre mit meinen Leuten, — da stürzt plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, ein Löwe auf uns los. Gewöhnlich pflegen sie vor ihrem Nahen zu brüllen; dieser aber kam leise schleichend wie eine Katze und stürzte dann in mächtigem Sprunge auf uns zu. Meine Leute, von denen keiner eine Waffe in der Hand hatte, stoben entsetzt auseinander und ergriffen die Flucht. Ich selbst bin nicht gewohnt, vor einem Feind zurückzuweichen. Ich werfe mich schnell nieder, stemme das linke Knie auf den Boden und stoße dem wilden Tier mit der Rechten mein langes Messer in den Leib. Als es den Stich fühlte, brüllte es entsetzlich auf und riß mir mit seiner Tazze ein Stück Haut aus der Seite, doch hatte es, als es so blindlings auf mich zustürzte, eine zweite Wunde an der Kehle empfangen. Inzwischen kamen meine Leute mit Waffen herbei, und der an zwei Stellen verwundete Löwe ergriff bei ihrem Anblick die Flucht.“ — Offenbar war es derselbe Löwe, der uns auf dem Weg begegnet war. Daß er sich in schlimmen Umständen befand, war erklärlich, denn das Messer, das ihm der Makolonte zwischen die Rippen gestochen hatte, glich fast einem Bajonett, und er verstand es, seine Waffe mit Kraft zu führen.

Während dieser Unterhaltung führte man eine junge Negerin herbei, die getauft sein wollte. Auf die Frage, weshalb sie denn ihre Taufe solange verschoben habe, entgegnete sie, daß sie nicht hier im Dorfe wohne, sondern draußen auf freiem Felde. Sie schlafe mit ihren Leuten auf den Bäumen, und habe erst jetzt die Ankunft der Kapuziner erfahren. Ich wunderte mich darüber, erfuhr aber, daß manche Neger aus Liebe zu einem freien, unbundenen Leben ganz einsam leben und mutig allen Gefahren trogen, die damit verbunden sind. Nachdem ich die junge Negerin, die nur mit einigen Palmblättern bedeckt war, in den Hauptlehren des christlichen Glaubens unterrichtet hatte, taufte ich sie auf den Namen „Anna“. Nun ging bei der ganzen Menge ein Singen und Jubelieren los; Männer, Weiber und Kinder bildeten um sie einen weiten Kreis, klatschten in die Hände, tanzten und sangen: „Es lebe Anna, die neue Christin, es lebe

Anna!“ Im Laufe des Tages kamen noch mehrere jener einsam wohnenden Leute und baten gleichfalls um die hl. Taufe.

Am folgenden Morgen kamen wir bei der Fortsetzung unserer Reise durch ein breites Tal, wo ich des schlechten Weges halber aus der Hängematte steigen und etwa eine Stunde weit auf rauhem, steinigem Pfad zu Fuß gehen mußte, eine große Seltenheit in diesem Lande, wo ich bisher noch keinen einzigen Stein gesehen hatte. Die Neger mit ihren nackten Füßen litten dadurch nicht wenig; aber auch für mich war der Gang bei der großen drückenden Hitze sehr beschwerlich. Ueberdies schlug mir das hohe, scharfe Gras fortwährend an die Beine und rieb sie so wund, daß sie nach zwei Monaten noch nicht völlig geheilt waren. Auch meinem vorausreisenden Gefährten war es nicht besser ergangen; ich fand ihn mit hochangeschwollenen, dicht verbundenen Füßen.

Durch die Mitte des Tales strömt ein nicht sehr breiter, aber ziemlich tiefer Fluß. Die Schwarzen suchten eine Furt und fanden eine Stelle, wo das Wasser nur vier Fuß tief war. Ich blieb in meiner Hängematte liegen und drei der größten Neger trugen mich über den Fluß. Sie hielten die Stangen bis über ihre Köpfe empor und dachten an keine Gefahr; im Gegenteil, sie lachten und scherzten beständig und blieben öfters stehen, um die Kühlung des Wassers zu genießen.

Hier beobachtete ich auch eine Menge überaus schöner, buntgefiederter Vögel. Am besten gefielen mir die mit weißer Farbe und schwarzen, fischschuppen ähnlichen Flecken, während ihre Augen, Schnäbel und Füße, sowie die langen Schwänze feuerrot waren. Ich habe in Europa auch zuweilen Papageie gesehen, aber nie einen von so wunderbarem Gefieder.

Als wir in die Nähe von Bamba kamen, hörten wir plötzlich eine Glocke läuten. Verwundert fragte ich, was das wäre? Die Schwarzen sagten mir, man läute im Kapuzinerkloster, das ganz in der Nähe auf einem Hügel liege. So war es auch; Michelangelo hatte zur Messe läuten lassen und kam mir nachher mit mehreren Negern, welche der Landesfite gemäß auf Instrumenten spielten, entgegen. Wer beschreibt meine Freude, meinen Dank! Ich war am Ziel und befand mich wieder in einem Klosterlein unseres Ordens! Es war allerdings sehr primitiv gebaut, hatte bloße Lehmwände und ein einfaches Strohdach, und dennoch war es mir über alle Maßen lieb. Ich fand da ein Kirchlein und eine Sakristei, einen Kreuzgang und vier kleine Zellen.

Wir begannen einander unsere Reiseerlebnisse zu erzählen; dann gingen wir zusammen hinaus in den Garten, wo ich aus dem Staunen einfach nicht mehr herauskam. Denn da gab es Gewächse und Bäume und Früchte aus allen Weltteilen in Menge. Ich sah Weinreben, Fenchel, Artischofen, Kürbisse, Gurken und sonstige Gartenfrüchte und Küchenkräuter in bunter Auswahl, aber keine Äpfel, Birnen, Nüsse oder sonstige Früchte, die nur in einem kühlen oder wenigstens gemäßigten Klima fortkommen.

Gegen Abend schickte mir die Landesfite eine Flasche Palmwein; er war weiß, wie Milch, doch konnten weder meine Gefährten noch ich demselben einen Geschmack abgewinnen, weshalb wir ihn unsern schwarzen Dienern schenkten. Die fanden ihn vortrefflich, schnalzten nach jedem Schluck mit der Zunge, leckten die Lippen ab und wiederholten unzähligmal das Wort: „Malaf, Wein, Wein!“

Bei diesem Anlaß möchte ich noch bemerken, daß am Kongo jährlich zweimal geerntet wird. Die erste Aus-

saat ist im Januar, die Ernte im April. Dann folgt der Winter, also gerade zu der Zeit, wo es in Europa allmählich warm wird. Uebrigens gleicht der dortige Winter einem milden italienischen Frühling oder Herbst. Mitte September steigt die Hitze wieder; man bestellt zum zweitemale das Feld und erntet im Dezember. Der Winter ist hier die trockene, regenlose Zeit, doch fällt jeden Morgen ein starker Tau, der die Pflanzen ungemein erquickt.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Manuet Poll, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ich habe in den beiden vorausgehenden Nummern des Vergißmeinnicht acht verschiedene Katechesenstellen

menten oder Anfangsgründen unseres heiligen Glaubens zu unterrichten? Letzteres halte ich wenigstens für so lange als meine Pflicht, als in „St. Joseph“ keine Kostschule und kein Asyl für solche Kinder besteht.

2. Haben die Heiden und Protestanten, die ich an vielen Orten aufsuche und, falls sie guten Willens sind, unterrichte, nicht auch eine unsterbliche Seele, für die unser göttlicher Herr und Heiland sein kostbares Blut vergossen hat?

3. Folge ich auf diese Weise nicht dem Beispiele unseres lieben Herrn und Meisters nach, der als der gute Hirte weit und breit im ganzen gelobten Lande und über dessen Grenzen hinaus umherwanderte, die Unwissenden zu lehren, die Sünder zu bekehren und alle für den Himmel zu gewinnen? Ahme ich ferner dadurch nicht auch die Apostel nach, die nach der Sendung des hl. Geistes



Die Patres und Brüder unserer Missionsstation Lourdes in Südafrika bei der Rekreation.

angeführt, die ich von „St. Joseph“ aus missioniere; dazu gibt es noch viele andere Plätze, wo ich ebenfalls christlichen Unterricht erteile, wenn auch bis jetzt noch keine heilige Messe lese, doch ich will dieselben stillschweigend übergehen.

Es möchte nun jemand fragen, weshalb ich denn an so vielen Stellen Katechesen gebe und Christen und Heiden religiösen Unterricht erteile? Ich antworte: der Gründe hiefür sind sehr viele und mannigfache:

1. Es wohnen hierzulande in vielen Bezirken da und dort zerstreut einzelne Katholiken oder katholische Familien, die selbst von der nächstgelegenen Missionsstation noch so weit entfernt sind, daß sie unmöglich regelmäßig zum Gottesdienst kommen können. Hat nun da der Missionär und Seelsorger nicht die Pflicht, sie wenigstens einigemal im Jahre aufzusuchen, um ihnen die hl. Sakramente zu spenden und ihre Kinder in den Audi-

keineswegs im Abendmahlsaale sitzen blieben, sondern vielmehr dem göttlichen Auftrage zufolge hinauszu- in alle Welt, das Evangelium zu predigen allen Geschöpfen?

4. Es ist leider wahr, daß ich manche dieser Leute nicht so häufig unterrichten kann, als ich gerne wollte, und daß somit ihre religiösen Kenntnisse etwas ungenügend und mangelhaft sind; allein ich frage, ist nicht dadurch allein schon viel erreicht, daß ich sie für die katholische Religion geneigt mache und so meinen Nachfolgern im heiligen Missionswerke den Weg bereite, damit sie und ihre Gehilfen das vollenden, was ich als einzeln stehender Mann begonnen habe?

5. Ist es ferner kein Gewinn, wenn ich bei diesen meinen Exkursionen nach und nach im Laufe der Jahre eine ganz erhebliche Anzahl kranker Kinder und Erwachsener auffinde und sie, die sonst im Heidentume

dahingestorben wären, durch die hl. Taufe usw. dem ewigen Verderben entreiße und dem Himmel zuführe?

6. Soll es tadelnswert sein, wenn ich allgemach mit Gottes Hilfe etliche acht bis zehn Katechesenstellen gründe, die mit der Zeit, d. h. sobald wir eine genügende Anzahl tauglicher Missionskräfte haben, sich zu wertvollen Missionszentren und blühenden Christengemeinden entwickeln können?

7. Wer kann es mir zum Vorwurfe anrechnen, daß ich mich bemühe, in meinem großen, weitausgedehnten Missionsbezirke fleißig umherzuwandern, um die verirrtten Schäflein aufzufuchen und dem guten Hirten zuzuführen? Oder soll ich etwa, während die protestantischen „Diener am Wort“ so rührig den Samen des Irrtums ausstreuen, müßig zu Hause sitzen und die Hände in den Schoß legen? Nein, solange meine schwachen Kräfte es erlauben, will ich unablässig gegen den heidnischen Aberglauben und gegen die protestantischen Irrtümer zu Felde ziehen, und will mutig und unverdrossen weiterkämpfen, um dem Reiche Satans Schranken zu setzen und Christi Reich zu mehren! —

Nun noch ein Wort über die Mittel, die mir zur Christianisierung der hiesigen Schwarzen zur Verfügung stehen, beziehungsweise zu Gebote stehen sollten. Ich denke da zunächst an die materiellen Mittel, an Kirchen und Schulen, sowie deren Ausstattung.

Ein Notkirchlein steht zwar in „St. Joseph“, aber es ist noch recht arm an Paramenten, worunter ich Mehrgewänder aller Kirchenfarben verstehe. Die meisten sind schon recht abgetragen und geslickt, für die Sonn- und Festtage habe ich noch gar nichts Passendes. An einem Prozessionsweg für das hl. Fronleichnamsfest habe ich schon oft mit vielem Schweiße gearbeitet, aber für die Prozession selbst fehlt uns noch ein Baldachin, sowie einige Fähnchen. Besonders erwünscht wäre eine Herz-Jesu-Fahne, eine zu Ehren der lieben Muttergottes, speziell der Unbefleckten Empfängnis.

Ein weiteres Anliegen wären zwei größere Glocken. Zwar hängt hier hoch oben in der Luft an zwei langen Eisenbahnschienen ein kleines Glöcklein, allein sein schwacher Ton reicht gar nicht weit. Man rechne es mir daher nicht als Unbescheidenheit an, wenn ich um zwei größere Glocken bitte. Wie schön wäre es, wenn die eine auf den Namen „Maria“, die andere auf den des hl. Joseph getauft wäre! — Vielleicht erinnern sich die freundlichen Leser noch an unsere in der August-Nummer laufenden Jahres erwähnte Außenstation „Pons coeli“ (Himmelsbrücke) und wie arm und nackt dieselbe auf die Welt gekommen. Nun wollte ich, sobald für „St. Joseph“ die beiden neuen Glocken eintreffen, unser bisheriges Glöcklein nach Pons coeli (Maria-Himmelsbrücke) befördern lassen, desgleichen würde ich, wenn meine Missionsstation mit neuen Paramenten bedacht würde, die alten nach der genannten Katechesenstelle schicken, wo zurzeit noch gar nichts an Paramenten vorhanden ist. Gewiß gibt es noch gute, freigebige, eckatholische Seelen sowohl in Europa wie in Amerika — ich selbst besitze das amerikanische Bürgerrecht, weil ich mehrere Jahre dort wohnte, — die freudig ein Scherlein dazu beitragen, um den Nöten und Bedürfnissen eines armen Missionärs und Mitbürgers abzuhelpen, damit wir einst alle Mitbürger im großen Himmelreiche dori oben werden. Dazu sind die Katholiken aller Länder eins, wenn es gilt, zu Ehren Jesu, Maria und Josephs, sowie zum Heile unsterblicher Seelen ein gutes Werk zu vollbringen.

Ferner möchte ich in Bälde auf der schon früher erwähnten Katechesenstelle U. L. Frau vom Siege (Siehe August-Nr. I. S.) ein Notkirchlein erbauen. Es hat zwar ein edler Priester und hochherziger Wohltäter für genannten Zweck schon ein ansehnliches Scherlein beige-steuert, wofür ich ihm meinen öffentlichen Dank abstatte, aber leider reicht daselbe zur Deckung sämtlicher Unkosten noch lange nicht hin. Da sollten mehrere Kräfte sich vereinigen, um die erforderliche Summe aufzubringen. Es liegt mir aus vielen Gründen gar sehr daran, gerade hier, wo es von Heiden und Protestanten nur so wimmelt, möglichst bald der „siegreichen Jungfrau“ und Himmelskönigin ein Kirchlein zu erbauen. Ich schreibe diese Zeilen Ende März 1912, muß aber leider fürchten, daß es September oder gar Oktober wird, bis alles im Druck erscheint. Nur allzu gern möchte ich am 8. September I. S. in dem geplanten Kirchlein die erste heilige Messe lesen und so mein silbernes Priesterjubiläum begehen. Denn am Feste Maria-Geburt laufenden Jahres werden es 25 Jahre, daß ich in der erzbischöflichen Kathedrale zu Cincinnati in Nordamerika vom verstorbenen Erzbischof Elder zum Priester geweiht wurde. Gerade zwei Jahre später, ebenfalls am Feste Maria-Geburt, erhielt ich zu Mariannhill in Südafrika den weißen Zisterziensershabit. Begreiflich also, daß mir dieser denkwürdige Gnadentag unvergeßlich bleiben wird auf immer.

Aller, welche mir durch opferwillige Beisteuer zur Verwirklichung meines frommen Planes verhelfen, werde ich nicht nur an jenem schönen Tage beim hl. Opfer denken, sondern ich werde mein Memento für sie wiederholen bis zu meiner letzten hl. Messe. *)

Magistrats-Besuch.

Von Br. Adrian, R. M. M.

Czenstochau. — Im Februar I. S. wurde unsere Missionsstation mit dem Besuche zweier Magistratspersonen beehrt. Der eine war Mr. Clarf, Magistrat des Polesa-Distriktes mit der Residenz Bulwer, wozu auch Czenstochau gehört, der andere Mr. Farrer von Tropo, zu dessen Bezirk die Stationen Mariatal, Detting, Mariahilf usw. gehören. So ein Magistrat ist hierzulande eine wichtige Persönlichkeit und entspricht etwa einem deutschen Bezirksamtmann oder vielmehr Landrichter, denn er vereinigt in einer Person die Verwaltungs- und Justizbehörde seines Distriktes in sich und gebietet über alle weißen und farbigen Untertanen.

Zur besseren Aufrechterhaltung der Ordnung und der Rechtspflege hält er zeitweilig an größeren Orten seines meist weitausgedehnten Bezirkes einen sogenannten branch court ab, eine Gerichtssitzung, wobei kleinere Sachen und Streitfälle geschlichtet und geregelt werden. Auch Czenstochau ist seit Jahren als ständiger Sitz solcher Nebengerichte oder branch court erklärt worden. Aus naheliegenden Gründen trachtet jeder Missionär, mit seinem Magistrate auf gutem Fuße zu stehen, denn er hat auch in Sachen der Mission, teils direkt, teils indirekt, ein gewichtiges Wort mitzureden. Da nun am erwähnten Tag zu gleicher Zeit zwei dieser Herren unsere Station mit ihrem Besuche beehrten, hielt man es für angezeigt, ihnen eine kleine Ovation zu bereiten.

*) Um die Sache tunlichst zu beschleunigen, haben wir uns beeilt, die betr. Bitte schon im Briefkasten der Juli-Nummer einzurücken. Der freilebige Missionär wird aber auch jede später einlaufende Gabe mit Dank annehmen und sicher noch da und dort eine hochwillkommene Verwendung dafür finden. Die Redaktion.

Doch lassen wir lieber der „Natal Witneß“ das Wort; sie brachte darüber folgenden Bericht:

Bulwer, 1. März 1912. — Das im letzten Monat auf der Missionsstation Centocow abgehaltene Zweig-

lektorn, wozu diese Schwarzen fähig sind, falls eine geschickte Hand es versteht, sie flug und richtig zu leiten.

Zum Schlusse sprach Mr. Clark einige Worte vollster Anerkennung, wobei er die Beteiligten zu fernern

gerichtet wurde durch ein glänzendes Konzert verherrlicht. Man wollte dasselbe zunächst im Freien abhalten und hatte daher den neben der Knabenschule gelegenen großen Spielplatz mit Girlanden, Bierpflanzen und buntfarbigen Lampen geschmückt; leider zwang uns die ungünstige Witterung, in die noch im Bau begriffene neue Kirche überzusiedeln. Hier nun wurde ein ganz exquisites Musikprogramm zum besten gegeben. Die neue, erst vor wenigen Monaten ins Leben gerufene Kapelle verfügt über zwanzig Instrumente und macht ihrem Lehrer und Dirigenten, dem Hochw. P. Thomas Kenschwanger, alle Ehre. Nicht minder gut geschult zeigten sich die schwarzen Schulkinder im Gesang; brachten sie doch unter der Leitung ihres Gesangsmeisters, des Hochw. P. Superiors Emanuel Haniß, prachtvolle mehrstimmige Lieder mit großer Sicherheit und Präzision zum Vortrag. Da gab es nichts Schleppendes, nichts Ungenaueres, kein falsches Einsetzen, keinen Mißton, sondern alles klappte harmonisch zusammen, war fein abgetönt und befriedigte nach jeder Richtung. Es war eine Menge schwarzer Besuche zugegen und gegen ein Dutzend weißer Kolonisten. Mit Staunen erkannten die



Ein Bojutohüpfel interpelliert den Superior von Mariagell (P. Euchar Adams) während der Retraktationsstunde.

unverdrossenem Schaffen und Wirken ermutigte. P. Superior erwiderte in englischer Sprache, und zum Schlusse intonierte man die Nationalhymne, die von allen Anwesenden unter Begleitung des Sänderchors

und der schwarzen Musikkapelle mit Begeisterung gesungen wurde. So endete der schöne, denkwürdige Abend."

Tauffeierlichkeit in Mariatrost.

Von Br. Pazian Koppenswallner, R. M. M.

Samstag, den 11. Mai 1912, fand auf hiesiger Missionsstation die Taufe von 44 Katechumenen statt; 6 waren Schulkinder, 38 zählten zu den Erwachsenen. Unter den letztern befanden sich 5 Ehepaare, und 8 waren vom Protestantismus übergetreten. Unser Taufbuch weist jetzt die Zahl 945 auf; der Eifer unseres H. S. P. Missionärs und seiner schwarzen Gehilfen läßt hoffen, daß das erste Tausend bald voll werde.

Der genannte 11. Mai war der Sterbetag des Vaters unseres H. S. P. Superiors, Florian Rauch. Er hatte wohl damals, als er am Sterbebette seines Vaters kniete, nicht gedacht, daß er 28 Jahre später am gleichen Tage die Gnade haben werde, so viele Schwarze in den Schoß der hl. Kirche aufzunehmen. Leider fühlte er sich, als er nach Schluß der großen Tauffeierlichkeit an den Altar treten wollte, so unwohl, daß er auf die Zelebration der hl. Messe verzichten mußte; allein ich denke, die ganze Tauffeier war auch eine Art Requiem für die Seelenruhe seines Vaters und er sei vom Himmel aus Zeuge der gnadenreichen Handlung gewesen.

Die Taufzeremonien nahmen den ganzen Vormittag in Anspruch, und als die Neugebauten freudestrahelnd die Kirche verließen, war die Mittagsstunde schon vorüber. Auch an einem komischen Zwischenfall ist es nicht. Ein Frau fiel nämlich, als die üblichen Beschwörungen an ihr vorgenommen wurden, bewußtlos nieder. Schnell eilte darauf eine mitleidige Seele in die Küche mit dem Ruf: „Schwester, idemone selipumile, der Teufel ist joeben aus einer Frau ausgefahren; gib mir ein Stück Brot, sie zu stärken!“

Sehr erfreulich ist es auch, daß es auch unter den schwarzen Protestanten immer einzelne gibt, welche sich der katholischen Mutterkirche zuwenden. So ist gegenwärtig eine gewisse Agnes, die Tochter eines protestantischen Predigers, bei uns. Sie ist Lehrerin, hat bei den Protestanten eine gut bezahlte Stelle verlassen und wirkt nun bei uns als Lehrerin, geht mit den Kindern zur Kirche und macht alle religiösen Übungen mit. Offenbar ist sie im Herzen schon längst katholisch gesinnt, und ich zweifle nicht, daß sie auch formell den Uebertritt zur katholischen Kirche bald vollziehen wird.

Leider fehlt es an Raum für die vielen Kinder und die stets wachsende Christengemeinde. An Sonn- und Festtagen müssen die Schulkinder vielfach in der Sakristei, oder gar im Freien ein Plätzchen suchen. Schon lange redet man von der Notwendigkeit einer neuen, größeren Kirche. Als der Hochwürdigste Herr Bischof zur Firmung hier war, legte er der versammelten Christengemeinde dringend ans Herz zum Neubau der Kirche ihr Scherflein beizutragen. Doch was vermögen einer solchen Aufgabe gegenüber die armen Schwarzen, zumal wenn so ein Mißjahr eintritt, wie heuer? Jüngst ging ich an einem Maisfelde vorüber, doch wie ich auch schauen und schauen mochte, ich konnte keinen einzigen Fruchtkolben entdecken. Unser Bruder Schaffner begegnete einem Manne, der mit einem Säcklein auf der Schulter seinem Kraale zuschritt. Auf die Frage, was er da trage, erwiderte er: „Die ganze Ernte meines Ackersfeldes.“ Eine arme Frau kam hierher und klagte uns ihre Not. Ihr Mann sei krank und arbeitsunfähig,

und sie hätten zusammen nichts mehr zu essen; ob sie bei uns nicht etwas Mais bekommen könnte, sie würde uns dafür ein großes Schwein bringen. Wir gingen auf den Handel ein, doch auf dem weiten Wege verendete das Tier in der afrikanischen Sonnenhitze.

Welche Not werden erst die kommenden Monate bringen? Denn bis zur nächsten Ernte ist es noch lange. P. Superior getraut sich nicht einmal mehr die sonntägliche Kirchenkollekte vorzunehmen, woher sollte er dann erst die Mittel zum Neubau einer Missionskirche finden? Darum, lieber Leser, wenn dich etwa der liebe Gott mit irdischen Gütern gesegnet hat, habe Mitleid mit der Not dieser schwarzen Neuchristen und hilf ihnen ein würdiges Kirchlein bauen. Gott wird es dir tausendfach lohnen für Zeit und Ewigkeit!

Hoher Besuch.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triaschill. — Kurz vor Ostern meldete uns ein Telegramm, unser Hochwürdigster P. Abt gedenke, Montag, den 15. April hier einzutreffen. Welch' eine Freude! Da wir bei der weiten Entfernung vom Mutterhause Mariannhill nur selten das Glück haben, den allverehrten Obern in unserer Mitte zu sehen, wird jedesmal sein Besuch mit doppelter Freude begrüßt.

Schon am weißen Sonntag legte Triaschill sein Festgewand an. Vor dem neuen Brüderhause, wo der hohe Gast Einkehr halten sollte, stellte der Hochw. P. Mayr, der damals noch hier war, mit Hilfe einiger Schwarzen persönlich einen großen, schönen Triumphbogen auf mit der Inschrift: „Willkommen!“ Rings herum standen mehrere Sorten frisch gepflanzter Bäume, die Wege wurden gefäubert, bunte Fähnchen flatterten in der Luft, kurz alles bekundete Freude und ließ die Herzen aller in ungestümr Erwartung des geliebten Obern höher schlagen.

Endlich kam er in einem bescheidenen Gefährte von Kusapi her. In seiner Begleitung war unser langjähriger P. Cellerarius, der Hochw. P. Salesius Esser. Die ganze Station, unsere drei Hochw. Patres, die sechs Brüder und sechs Missionschwester, sowie eine schöne Zahl schwarzer Eingeborne, die aus den benachbarten Kraals gekommen waren, eilten ihm entgegen und empfingen freudig den heiligen Segen. Dann ging es gemeinsam unserm bescheidenen Missionskirchlein zu. Leider waren unsere schwarzen Schulkinder gerade in Ferien, sonst wäre es beim Empfang noch viel lebhafter und fröhlicher hergegangen. Doch unserer stillen, aufrichtigen Herzensfreude tat dies keinerlei Eintrag. Wie schön war es doch, als wir nach dem Abendessen bei der herkömmlichen Refrektion beisammen saßen, den allverehrten Obern in unserer Mitte hatten, tausend Fragen stellten, dies und das erzählten und mit höchstem Interesse all' die vielen Berichte vom schönen Mutterhause hörten. Unwillkürlich erinnerte ich mich da des schönen Satzes der hl. Schrift: „Ecce, quam bonum et quam jucundum, siehe, wie ist es so gut und schön, wenn Brüder friedlich beisammen wohnen!“ Ps. 132.

Wir freuten uns so sehr, als der ehrwürdige Vater Abt sagte, er wolle eine ganze Woche bei uns bleiben. Doch, wie schnell sollten die einzelnen Tage vorübergehen! Am Dienstag fuhren die hohen Gäste nach unserer Außenstation „St. Anton“, wo eine Menge schwarzer Katechumenen und Neuchristen sie erwartete; viele der letzteren waren auf Weihnachten und Ostern ge-

tauft worden. Am Mittwoch war eine Hochzeit. Zwei junge Brautpaare aus unserer Schule empfangen das hl. Sakrament der Ehe. Die Brautmesse las unser Hochw. P. Superior um 10 Uhr; nachher war eine kleine Belustigung unserer Schwarzen, soweit es eben die ärmlichen Verhältnisse erlaubten; denn es herrscht noch immer großer Mangel an Lebensmitteln im Lande.

Am Donnerstag ging es nach der schönen, etwa drei Wegstunden von Triashill entfernten Filiale „St. Barbara“. Auch hier war ein prächtiger Triumphbogen aufgestellt mit sinniger Aufschrift. Besonders schön war die Kirche dekoriert, zumal der Altar, über dem unsere schwarzen Mädchen schön geflochtene Kränze aufgehängt hatten. Von den Schwarzen aber war eine große Menge hier, hundert von ihnen sind schon getauft —; sie standen dicht gedrängt in langer Doppelreihe und riefen beim Nahen des Hochw. P. Abtes begeistert aus:

alle von dem freundlichen Anerbieten den ergiebigsten Gebrauch, und jeder von uns schied von dem geliebten Obern und erfahrenen Missionär neugestärkt in seinem heiligen Berufe. Unsere Schwarzen aber waren überglücklich, daß sie eine volle Woche hindurch Tag für Tag fünf heilige Messen anhören konnten.

Sonntag, den 21. April 1912, fand die Grundsteinlegung unserer neuen Dreifaltigkeitskirche statt. Das zahlreich versammelte Volk hatte sich wieder in zwei Reihen bei dem alten Missionskirchlein aufgestellt, dann ging es in feierlicher Prozession, mit dem Hochwürdigsten P. Abt und den andern Missionären in der Mitte, dem Bauplatz der neuen Kirche zu. Nach vollzogener kirchlicher Zeremonie setzte sich das Volk ringsum nieder, worauf der Hochw. Vater Abt wieder in der Zulusprache eine ergreifende Predigt hielt, die P. Mayr in die Sprache der hiesigen Eingebornen übersetzte.



Christlicher Kraal bei Mariannhill.

„Kaiwanyi, Baba, Vater sei begrüßt!“ Dann knieten sie nieder und empfingen in Ehrfurcht den hl. Segen.

Nach einer kurzen Anbetung vor dem Allerheiligsten in dem Missionskirchlein nahm man die ganze Station, die noch immer die schönsten Aussichten für eine gesegnete Missionsarbeit bietet, in Augenschein und besprach sich über dies und das, was im Laufe der Zeit noch alles geschehen sollte. Die Schwarzen aber sangen voll Freude und Lebenslust ihre schönsten Lieder und führten dazwischen ihre nationalen Tänze auf. Im Laufe des Nachmittags hielt der Hochw. P. Abt an die versammelten Schwarzen eine kaffrische Ansprache, die vom Hochw. P. Mayr sofort in die Manika-Sprache verdolmetscht wurde. Nur allzu früh schlug die Stunde des Abschiedes. Die Schwarzen baten nochmals um den heiligen Segen, und unter dem Rufe: „Munawanga Baba, auf Wiedersehen, Vater“, fuhr der geliebte Obere wieder der Missionsstation Triashill zu.

Am Freitag und Samstag konnte sich jeder beim ehrw. Vater Abt zur Audienz melden. Wir machten

Alles lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten der beiden Missionäre; mich selbst aber freute es gar sehr, hier im fernen Rhodesia wieder einmal die schönen Laute der Zulusprache zu hören, die ich in Natal so lieb gewonnen hatte. Um 11 Uhr war alles fertig, dann ging es prozessionsweise wieder der alten Kirche zu, wo vom ehrw. Vater Abt ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Im Laufe des Nachmittags war sakramentaler Segen, dem wieder eine große Zahl schwarzer Neubekehrter und Katechumenen bewohnte.

Viel früher, als wir dachten, war die Abschiedsstunde nahe. Sonntag Abends saßen wir nochmals in gemeinsamer trauter Rekreation beisammen, wobei uns der geliebte Obere nochmals die schönsten Ermahnungen gab und uns zur Treue und unentwegten Ausdauer in unserm schweren, und doch so schönen Missionsberuf aufforderte. Montag früh stand alles: Patres, Brüder, Schwestern und viele Schwarze zum Abschiednehmen bereit. Der ehrw. Vater gab uns allen nochmals den heiligen Segen, bestieg dann mit seinem Begleiter den Wagen und fuhr unter unserem Rufe „Glückliche Reise

und baldiges Wiedersehen!“ über Rusapi der Missionsstation Monte-Cassino zu. —

Es war alles so schön gewesen! Nur in einem Punkte wurden unsere Hoffnungen getäuscht. Wir hätten so sehnlichst gewünscht, für die große Außenstation „St. Barbara“ einen eigenen Priester zu erhalten, und statt dessen verloren wir einen unserer drei Missionäre, indem schon wenige Wochen darauf der Hochw. P. Mayr nach unserem Missionshaus „St. Paul“ in Holland abreiste. Das war ein schweres Opfer für uns alle, und eifriger und ungestümer als je rufen wir wieder zum Himmel, daß der Herr Arbeiter sende in seinen Weinberg; denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Wer von unsern geehrten Lesern hilft uns beten? Wer fühlt sich von Gott berufen, sich persönlich uns im heiligen Missionswerk anzuschließen?

Unrecht vergleicht man ihn mit dem Volk der Ugandas in Zentral-Afrika. Was ich als weiteren günstigen Faktor in Anschlag bringe in Rücksicht auf ihre auffällige Empfänglichkeit für höhere und religiöse Bildung ist die Armut des Landes, das ihnen zwar das Nötige gibt, aber nur bei andauernder schwerer Arbeit.

Auf die verhältnismäßig hohe Ziffer im Taufbuch ist übrigens auch von Einfluß die hohe Kindersterblichkeit, jedesmal wenn die Regenzeit einsetzt. Natürlich sind wir dann fast immer auf den Weinen, um da und dort Sterbende zu taufen. Eigentümlich, die Regenzeit wird von den Leuten jedes Jahr heiß ersehnt und mit Freuden gefeiert, als der ins Land kommende Segenspende, und doch bedeutet sie für so viele auch den schwarzen Todesengel, der liches frohes Leben auslöscht und öde Stätte und traurige Herzen zurückläßt. Im



Sundamente der neuen Kirche in Triashill (Br. Cassian Zengel).

Aus Triashill.

(19. Mai 1912.)

Vom Hochw. P. Abalbero Fleischer, R. M. M.

Wir haben hier, wie auf Weihnachten, so auch jetzt auf Ostern reiche Ernte gehabt in der Mission; 181 Personen wurden getauft, 183 gingen zur ersten heiligen Kommunion, 32 neue rein katholische Ehen (ihre Gesamtzahl beträgt gegenwärtig 77) konnten in das Familienbuch eingetragen werden, wovon 24 bereits im Heidentum geschlossen waren. Es ist das als ein überaus glücklicher Erfolg zu bezeichnen. Vor etwas über 3 Jahren stand noch niemand im Taufbuch, bis heute ist die Zahl der Getauften auf 750 gestiegen.

Es ist eben das hiesige Volk wie für Kultur so auch für Religion, für Gott und höheres Leben mehr empfänglich, als viele andere Stämme in Süd-Afrika. Selbst die benachbarten Stämme, in der Entfernung von nur einer oder weniger Tagereisen von hier, stehen sehr ab gegen den hiesigen Stamm der Manicas. Nicht mit

Totenbuch stehen gegenwärtig 137. Eine ganz kleine Nummer weist noch unser *Sirbuch* auf, nämlich 7, aber in drei Wochen, bis zu welcher Zeit der Hochw. Herr Bischof, oder vielmehr der apost. Präfekt hieher kommt, wird sie gewaltig in die Höhe schnellen. An lebenden Christen haben wir also 613.

Es schließt das auch ein schwere Verantwortung in sich und verursacht dem Priester keine geringe Sorge. Die Christen sind soweit zerstreut, dazu der Priester so wenige, nur zwei, von denen der eine noch vorwiegend durch die Schule beschlaggenommen wird. Unter unsern Christen herrscht gottlos noch ein großer Erstlingsseifer; sie kommen fleißig zur heiligen Beichte und Kommunion. Es ist nun keine kleine Kunst, alles richtig einzuteilen, und bedeutet keine geringe Arbeitsleistung, um allen Bedürfnissen gerecht zu werden. Doch so lange der liebe Gott uns gesund erhält und seine stärkende Gnade gibt, wollen wir mutig aushalten und unsere Schulbigkeit tun. Aber bange wird einem doch zu Mute, wenn man in die Zukunft blickt. Da warten schon wieder neue

Katechumenen auf den Beginn des Taufunterrichts, andererseits haben wir keine Aussicht, in den nächsten Jahren von Mariannahill Priester zu bekommen. Ja, wären wir wie ein hl. Franz Xaver oder Vincenz von Paul, dann möchte es wohl gehen. So aber schauen wir in unsrer Schwachheit nach Hilfe aus, und fragen bange: findet sich kein junger, gesunder, apostolisch gesinnter Priester, der bereit ist, im Namen Gottes alles zu verlassen, um Jesu Sache zu ergreifen und sich uns anzuschließen im heiligen Werke der Mission? Doch Gottes Wille geschehe, — ich weiß, es sind auch draußen große Aufgaben zu erfüllen und angespannte Kräfte notwendig. Aber man möge uns wenigstens die mächtige Hilfe des Gebetes nicht versagen, die jeder geben kann. Es kann uns kein besserer Dienst und Trost erwiesen werden, als frommes fleißiges Beten für unsere Sache hier; denn wo des Menschen Kräfte auslassen, da

Christentraal. Mit einem Bündelchen Salz, wofür sie das Essen auf dem Weg erkaufen können, sowie einigen Katechismen und sonstigen Schulsachen in der Tasche, machen sie sich, begleitet von dem Segen des Priesters, auf den Weg nach der fast zwei Stunden entfernten Weha Reserve, wo vor einiger Zeit mehrere junge Leute uns sagen ließen, wir möchten zu ihnen kommen. Vom Sonntag bis Samstag werden unsere Katecheten draußen herumziehen, dabei nach und nach die geeigneten Plätze herausfinden, wo sie länger bleiben und eine Hütte aufrichten können. Kommen sie zurück, dann bleiben sie eine Woche daheim im Kraal, bestellen ihre Felder, um nächsten Sonntag wieder in den Fußstapfen der Apostel zu wandeln.

Sie ziehen morgen zum zweiten Male hinaus; gleich den Jüngern erzählen sie bei ihrer ersten Heimkehr, wo sie überall gewesen und was sie alles erlebt haben, Gutes



Schule in Triashill.

fängt das Gebet an, sich herrlich zu zeigen in der Erweisung der Kraft Gottes.

Indessen haben wir doch noch ein Hilfsmittel in der Not, das sind die Katecheten. Bereits deren drei ziehen hinaus, und in wenigen Wochen werden ihnen drei weitere folgen. Das dringende Bedürfnis führt auf diesen Weg mit aller Macht. Nur gut, daß wir brauchbare eifrige Burschen dafür finden können. Es ist nur eines übrig, die Bezahlung dieser Burschen, das leidige Geld. Doch ich bin nicht bange dafür. Geld gibt's genug in der Welt und auch die edlen Herzen und Hände fehlen nicht, um es zu spenden für so heilige Zwecke wie das Missionswerk. Hundert Pfennig machen eine Mark und 100 Markstücke repräsentieren eine wertvolle Banknote, mit der man 6 Katecheten beinahe zwei Monate hinaus schicken kann. Wer wollte da nicht mit-tun! So werden morgen nach der ersten hl. Messe neben Roe, der schon einige Zeit mitrut, David und Moys ausziehen, zwei wackere junge Männer vom benachbarten

und Schlimmes; wie die einen mit gutem, gläubigen Herzen zuhören, während die andern lächeln und spotten über die neuen sonderbaren Sachen. Es fehlt leider auch an solchen nicht, die in ihrer Verstocktheit strikte sich jede christliche Unterweisung in ihrem Kraale verbitten. Es ist nicht so einfach für junge schwarze Katecheten, da den Mut nicht zu verlieren und ruhig weiter zu machen. Wie oben erwähnt, sind die Gehälter dieser eifrigen Glaubensboten bescheiden, etwa 10 Mark im Monat. Aber es macht für den Missionär zuletzt doch eine beträchtliche Summe im Laufe des ganzen Jahres. Wer da kann und seines Glaubens froh ist, möge sein Scherflein beitragen, daß auch andere des hohen Gutes unseres hl. Glaubens teilhaftig werden.

Nun zum Schluß noch eine hocherfreuliche Nachricht: es gibt in Triashill bald eine neue große Kirche! Wir haben bisher schon alles probiert, um zurecht zu kommen mit unserer alten Kirche, aber immer will es nicht recht stimmen. Seit einiger Zeit bin ich Sonn- und

Feiertags, wobei zur zweiten heiligen Messe nur diejenigen hinein dürfen, welche nicht in der ersten waren. Unsere Schulkinder und andere Leute aus der Nachbarschaft müssen dann draußen knien. Auch das haben wir getan: wir haben zu gleicher Zeit (1/2 10 Uhr) Doppelgottesdienst gehalten, der eine Priester in der Kirche, der andere draußen im Freien. Aber es hat auch das seine Schwierigkeiten wegen des Wetters und sonstiger Umstände. Jetzt ist es so, daß ein Priester hier biniert, während der andere abwechselnd draußen auf einer unserer beiden großen Stationen „St. Barbara“ und „St. Anton“ liebt. Doch, wie gesagt, vielleicht schon bis Weihnachten wird sich alles günstiger gestalten und die Platzfrage gelöst sein. Die schon längst geplante Kirche ist bereits energisch in Angriff genommen; Bruder Cassian hat schon die Fundamente ringsum gemauert und auch die Kirchenmauern nahezu fertig bis zur Höhe von 1 1/2 Meter. Das Uebrige wird mit Backsteinen gemauert. Es war keine kleine Arbeit, die da der unermüdliche Bruder mit Hilfe unserer Schuljungen geleistet hat. Was mußten bloß Steine geholt und gesprengt werden und welche Geduld und Mühe kostete es den Bruder, die spröden Steine etwas zurechtzuhaben! Vielleicht schon bis Weihnachten kommt die Kirche unter Dach. Br. Pasnadius, unser Zimmermann, kann sich bald an die Herstellung des Dachstuhles machen. Das Holz ist vor kurzem in mehreren Wagenladungen angekommen. Welch ein frohes Gefühl für mich, wenn ich den geräumigen Boden der neuen Kirche überschreite und mir vorstelle, wie bald ein würdiges Gotteshaus, groß und geräumig und nicht mehr so fürchterlich eng für das Volk wie bisher Auge und Herz erfreuen wird. Aber freilich, was dann, wenn die Wände und das Dach fertig stehen, was dann? Gewiß, Platz haben wir dann, wenigstens für gewöhnliche Zeiten, aber wer stellt uns die Altäre und Beichtstühle, die Kommunionbank und sonstige Kirchenausstattung her, daß es Gottes Ehre einigermaßen entspricht und der schwarze Mann sich ein wenig angezogen und Gott genähert fühlt?

O, verhilfet dem armen Volke hier, das in Finsternis und Todes Schatten sitzt, daß es Anteil bekomme an den heiligen Freuden und den Segnungen des katholischen Glaubens! Gibt es doch nichts Schöneres auf Erden, als andere glücklich zu machen, und wiederum kein größeres Glück, als beigejellt zu sein der heiligen Schar der Gläubigen im Hause Gottes — ein schwacher Vorgeschmack der Freuden und Herrlichkeiten des Himmels!

Herzlichen Dank!

Von Br. Cassian Zengel, R. M. M.

Triashill. — In der Februar-Nummer I. J. erlaubte ich mir, im „Vergißmeinnicht“ für unsere armen Schwarzen in Triashill an den bewährten Wohltätigkeitsföhrer unserer Freunde und Gönner zu appellieren. Meine Bitte war nicht umsonst; von verschiedenen

Seiten liefen fromme Gaben und milde Spenden ein, und jedem Geber und jeglicher Wohltäterin sage ich hiermit meinen pflichtschuldigen Dank und ein aufrichtiges, herzinniges „Vergelt's Gott!“

Wollte Gott, es wäre nun unserer armen Mission für immer geholfen! Doch leider ist infolge anhaltender Trockenheit auch die diesjährige Ernte mißraten, sodaß wir mit bangem Herzen dem Winter, der nun vor der Türe steht, entgegensehen. Die Mission selbst nimmt gottlob einen recht erfreulichen Fortschritt. An Ostern wurden 181 Kinder getauft und gingen 183 zur ersten hl. Kommunion, und ein weiterer, ganz erheblicher Zuwachs an Täuflingen und Erstkommunikanten ist am kommenden Weihnachtsfeste zu erwarten. Unsere Katechumenen und Neuchristen sind gottlob von einem recht guten Geiste befeelt. Aus weiter Ferne kommen sie an Sonn- und Feiertagen so zahlreich zum Gottesdienst,



Schwester Rosa, Oberin in Czernochau, teilt an hohen Festtagen an ihre kleinen schwarzen Lieblinge Brot und Früchte aus.

daß unser Missionskirchlein bei weitem nicht alle fassen kann, und Tag für Tag sieht man hier bei der hl. Messe schwarze Christen mit großer Andacht zum Tische des Herrn hintreten.

Da tut fürwahr eine neue, geräumige Kirche not. Züngst löste sich in der alten Kapelle, deren Dach schon längst schadhaft ist, ein Sparren los und hängt nun senkrecht herunter; möglich, daß andere auch bald nachfolgen. Die neue Kirche, welche 35 Meter lang und 12 Meter breit werden soll, ist angefangen. Vorne, rechts vom Chore soll die Sakristei, und links die Schwesternkapelle zu stehen kommen. Die Höhe der Seitenwände ist auf 5 Meter berechnet. Es geht langsam voran, da ich mit 12 schwarzen Schuljungen, die noch nie Hammer oder Kelle in der Hand hatten, allein bin, und andere Arbeiter wegen Mangel an Geld nicht zu haben sind. An den Bau eines Turmes dürfen wir gar nicht denken, und müssen uns daher zum voraus mit dem Gedanken befassen, unsere Glocken wieder im Freien unter einem primitiven Holzgerüste aufzustellen.

Die Kirche soll der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und die künftigen Altäre dem göttlichen Herzen Jesu, der allerseiligsten Jungfrau und dem hl. Joseph geweiht

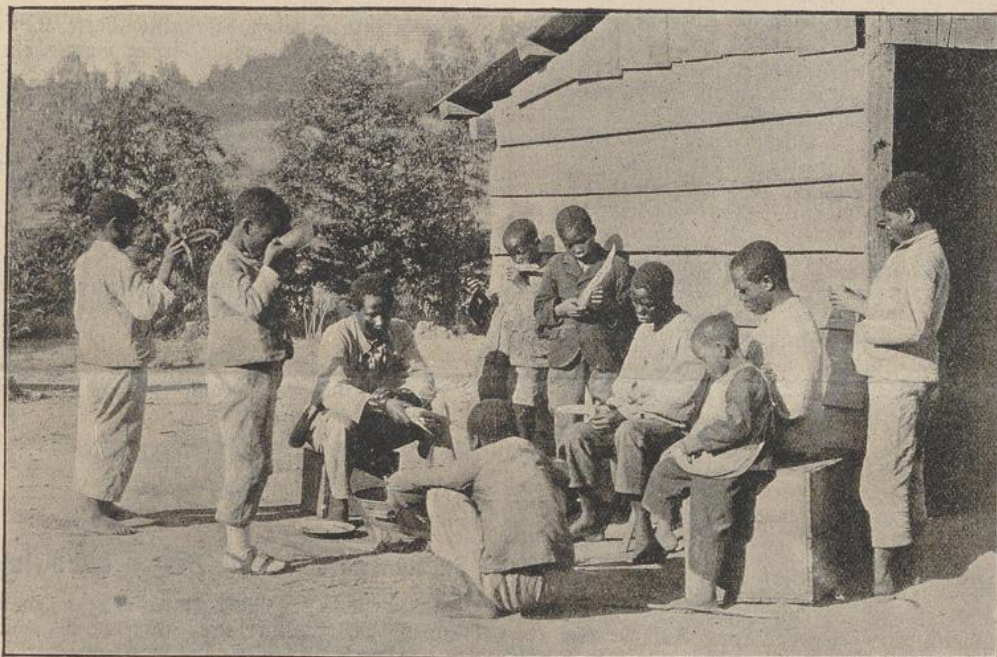
werden. Doch so weit sind wir noch lange nicht. Wohl heißt es, an Weihnachten soll zum erstenmale Gottesdienst darin gehalten werden, allein ich kann zur Stunde noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob bis dahin überhaupt schon das Dach fertig sein wird. Jedenfalls werden noch die Türen und Fenster fehlen; wir müssen dann einfach die Öffnungen mit Tüchern und Säcken verhängen. So muß man sich in der Heidenmission vielfach mit Dingen behelfen, an die man in zivilisierten Ländern gar nicht denkt.

Darum, geehrte Wohltäter und Wohltäterinnen, bleibet unserer Mission treu, und laßt ihr auch in Zukunft zeitweilig eine milde Gabe zukommen!

Jedwede Gabe, noch so klein
Soll tausendfach willkommen sein.
Maria segnet den Geber lind,
D'rum komm und gib, Marienkind!

St. Anton und Michael zu übernachten, was alle 14 Tage dreimal trifft. Durch Dach und Fenster und Türe zieht es und kommt die oft sehr empfindliche Nachtkälte, so daß ich schon oft Nachtwanderungen angestellt habe mit dem Felddbett, um ein windstilles Plätzchen zu finden. Uebrigens ziehe ich es im Winter vor, auf dem Boden zu schlafen, eine Schilfrohrmatte unter mir, ein paar Decken über mir. Das Felddbett mit seinem Hohlraum unten läßt fortwährend kalte Luft durchstreichen und nimmt die dem Körper entströmende Wärme mit sich fort. Sehr bald hatte ich das heraus. Doch bei alledem bin ich bisher fortwährend gesund geblieben und hoffe es mit Gottes Hilfe und nach seinem heiligen Willen noch länger zu bleiben.

Ich habe diese Punkte erwähnt, um guten Seelen, die ein paar Groschen entraten können, zu zeigen, daß sie dieselben auf die beste Weise verwenden würden, wenn



Beim Frühstück (Kevelaer).

Wer hilft uns Kirchen und Kapellen bauen?

Vom Hochw. P. Malbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Bruder Cassian ist eben daran, hier in Triashill (Rhodesia), eine neue Kirche zu bauen. Die bisherige ist völlig unzureichend und dem Einsturz nahe. Sodann sind unsere Außenstationen, wo der Priester jetzt des öfteren zu übernachten hat, völlig ungeeignet und müssen durch bescheidene Neubauten ersetzt werden, soll des Priesters unter den hiesigen Verhältnissen so hochanzuschlagende Gesundheit nicht ernstlich der Gefahr ausgesetzt werden. Die alten Lehm- und Strohhäuser lassen überall Regen und Wind durch. Regnet es und kommt man tropfnaß an, dann gerät man wohl vom Regen in die Traufe, wenn man in der Schule einkehrt. Ich erinnere mich, wie es einmal in der „Beichtkapelle“ von St. Bonifaz, einem Anhängel der dortigen Schule, gleichsam wie in Bächlein auf mich herabkam, während ich mein Mittagbrot aß.

Keine Kleinigkeit ist es, in unseren Schulen von

sie selbige uns zukommen ließen. Dankbarst nehmen wir alles an, den Zehner in Nickel wie in Gold.

Ein Kreuz auf stolzer Bergeshöhe.

Von Br. Joseph Wegel, R. M. M.

Unweit der Reichenauer-Filiale St. Emanuel, etwa vier Wegstunden südwestlich von Polela, erhebt sich im Hintergrunde ein imposanter Berg, dessen abgerundete Spitze den Meeresspiegel wohl an 7500 Fuß überragt. Längst war es der Wunsch des S. S. P. Superiors, auf diesem Berge ein großes Kreuz zu pflanzen. Dieser Wunsch ist vor kurzem in Erfüllung gegangen. Der Wald lieferte das Holz, aus dem das Kreuz gezimmert wurde, dessen Hauptstamm 28 Fuß, der Querbalken 15 Fuß mißt. Man schaffte das zugerichtete Holz per Wagen und Ochseneschleife auf die Höhe; daselbst glücklich angekommen, nahmen es 15—20 Männer auf ihre Schultern und trugen es vollends zur Spitze des Berges

empor, dem „Zulumane“ (Fuhrmann) oder Löwenkopf, wie man ihn bisher genannt. Hier hatte Bruder Moys ein 30 Zoll tiefes Loch in den Felsen gemeißelt, um das Fußende des Kreuzes aufzunehmen. Nachdem das Kreuz aufgestellt und verankert war, konnte die feierliche Einsegnung erfolgen, wozu die nötige Vollmacht des Hochwürdigsten Herrn Bischofs eingeholt worden war.

Um den leicht sinkenden Glaubenseifer der schwarzen Christen neu zu beleben, wie auch zur eindringlichen Belehrung der Heiden in der Amafuza-Station sollte die Weihe recht anziehend gestaltet werden. Sinnreich ward der Tag nach dem Sonntag vom „guten Hirten“ dazu ausersehen. Tags zuvor hatten zwei Brüder das weißbemalte Kreuz mit Fähnlein und Kränzen geziert. Auf dessen Spitze wehte eine weißgrüne Fahne in frischer Bergesluft in einer Höhe von 33 Fuß über der Krone des Berges, der seit der festlichen Feier des 22. April 1912 den Namen: „Kalvarienberg“ trägt.

Am Morgen des genannten Tages erhob sich Reichenau schon um 2 Uhr vom nächtlichen Schlafe, um rechtzeitig St. Emanuel zu erreichen und den Vergrüßen zu erklimmen. Denn oben auf der Höhe nach der Einsegnung des neuen Kreuzes sollte am Fuße desselben ein feierliches Hochamt gehalten werden. Die Bewohner von Reichenau, Weiß und Schwarz, zogen also zu Fuß und zu Wagen, zu Pferd (und zu Raß) nach St. Emanuel, an ihrer Spitze die geladenen Gäste, die H. H. Patres Joseph, Robert und Eligius, die bereits tags zuvor von Emaus, Lourdes und Revelaer hier eingetroffen waren. Auch H. H. P. Thomas mit seiner Musikkapelle (darunter drei Brüder von Centocow) begleitete den Zug.

Dem Senior unserer Mission, dem H. H. P. Joseph Biegner, war es beschieden, das feierliche Hochamt zu zelebrieren; die beiden H. H. Patres Robert und Eligius assistierten als Diakon und Subdiakon. Der Himmel hatte sein Festkleid angelegt. In frühester Morgenstunde hatte man vor dem Kreuze einen Altar hergestellt und alles zur seltenen Feier gerüstet. Von der Höhe des Berges herab ertönten die schmetternden Fanfaren und alles erwachte zum Leben. Von allen Seiten zog man heran: Brüder und Schwestern, Weiß und Schwarz, Groß und Klein. Oben, auf der Bergebene, nicht weit vom Kreuze, war ein Festzelt aufgeschlagen und hier hatte sich die Musikkapelle gelagert. Ihre Aufgabe war es, mit ihren festlichen Klängen die noch zerstreuten Gäste auf den Berg zu locken und nach der Feier mit lustigen Weisen zu erheitern.

P. Superior nahm jetzt die Segnungen des Kreuzes vor und es war elf Uhr geworden, als die Feier des Hochamtes begann. Jesus Christus ist der Herr und Herrscher der ganzen Schöpfung und Sein Reich erstreckt sich über alle Länder und Meere. Wer kann Ihm widerstehen? Glückliche alle, die sich Ihm freiwillig ergeben und Seine Gegenwart in heiliger Freude begrüßen! — So mußte man unwillkürlich denken in jenem feierlichen Augenblicke der heiligen Wandlung, als der Herr unter Brotsgestalt auf dem „Kalvarienberge“ persönlich erschien. „Emanuel“, Gott mit uns — war zur Wahrheit geworden! Ein erhebender Anblick in der Tat: Berg, Kreuz, Altar, umringt von Christen und Heiden, und im Zentrum als Brennpunkt des Ganzen: „Christus der Herr!“ Wohl niemand der anwesenden Christen bereute in seinem Herzen den mühevollen Aufstieg des Berges.

Nach dem hl. Opfer auf „Kalvaria“ hielt der H. H. P. Emanuel eine Predigt über die Bedeutung des Tages, d. h. über das Geheimnis des Kreuzes und über die

Gnade der Erlösung. Diese Bergpredigt von dieser Stätte aus an Hunderte von Christen und Heiden gerichtet, die rings auf der Höhe lagerten, konnte ihren gewaltigen Eindruck nicht verfehlen.

Zur Feier des Kreuzes auf steiler Bergeshöhe hatten 6 Priester, 13 Brüder, 12 Schwestern, 18 weiße Gäste mit vielen schwarzen Katholiken, Protestanten und Heiden den Berg bestiegen. Doch viele andere aus nah und fern waren gefolgt und niemand hatte sich die Mühe genommen, sie alle zu zählen. Viele von ihnen wurden wohl von den Klängen der Musik angelockt, andere mochten an eine in Aussicht stehende leibliche Stärkung denken. Soviel steht fest, daß um das Festzelt eine dichte Menschenmasse sich drängte.

Die Besucher verließen frühzeitig die festliche Stätte, um ihre Heimat aufzusuchen. Die Schwarzen lenkten ihre Schritte zum nördlichen Fuß des Berges und fanden in einer christlichen Behausung irdische Labung nach den Strapazen des Tages.

Die Amafuza haben bekanntlich harte Köpfe, aber ein Fest wie das heutige auf freier Bergeshöhe, war sicherlich geeignet, Licht und Leben in diese tote Heidenwelt zu bringen. Alle sahen das Kreuz, viele hörten die Bergpredigt und wohl nicht wenigen wird die erhabene Feier eine kräftige, innere Mahnung sein und lange in ihrer Erinnerung bleiben. Das Kreuz werde ihnen allen eine Quelle des Segens! —

Das Kreuz, es thront auf Felsengrund,
Es wanket ewig nicht;
Wenn einst zerstört das Erdenrund,
Noch strahlt sein himmlisch Licht!

O weise, wer zum Kreuze hält
Auf seiner Lebensbahn!
Mit ihm besiegt er diese Welt
Und steigt beherzt hinauf
Auf jene heil'ge Bergeshöh',
Wo ewig Licht und Glorie!

Sursum corda! Die Herzen himmelwärts!

Detting. — „Jüngst hatte ich,“ so erzählt eine Missionschwester, „mit zwei größeren Mädchen Dedgras zu schneiden. Auf einmal sagte eines der Mädchen, Laurentia mit Namen: „O Schwester, wie war es doch am vorigen Sonntag wieder so schön in unserer Kirche! Als das Hochamt gesungen wurde, und der Priester die Prästation anstimmte, war es mir, als sei ich nicht mehr auf dieser Welt, sondern im Himmel. Was ist es doch Schönes und Wunderbares um diesen lateinischen Gesang! Solch' ein Gesang ist nicht von dieser Welt, und so oft ich ihn höre, fühle ich mich überglücklich in meinem Herzen!“

Als wir Tags darauf zusammen unseren gewöhnlichen Berufsarbeiten nachgingen, kam ich zufällig auf den Tod zu sprechen. Sonst fürchten unsere Schwarzen den Tod über alles und wollen auf keine Weise daran erinnert werden; anders unsere Laurentia. Sie brach sofort in die Worte aus: „O Schwester, wenn ich in den Himmel käme und dort das göttliche Herz Jesu schauen dürfte, welch' ein Glück und welch' eine Freude wäre das! Das göttliche Herz Jesu, das göttliche Herz Jesu,“ wiederholte sie und sprang dabei voll Freuden in die Höhe. Dann sagte sie zu dem zweiten Mädchen, das mit uns arbeitete: „Sophie, weißt du, wie man in der

lateinischen Sprache das göttliche Herz Jesu anruft? „Cor Jesu sacratissimum, miserere nobis!“

Bei einer andern Gelegenheit rief sie mir voll Freuden zu: O Schwester, gestern habe ich etwas Schönes gesehen! Ich wurde zu den Schwestern geschickt und kam eben dazu, wie sie gemeinsam das lateinische Offizium beteten. Von ferne hatte ich es schon öfters gehört, noch niemals aber in solcher Nähe. Mit Staunen war ich Zeuge, wie sie so schön miteinander beteten und bei jedem Gloria Patri sich verbeugten. Wie muß es doch euch dabei zu Mute sein? Seid ihr nicht im Geiste wie im Himmel? Sicherlich ist die liebe Mutter Gottes auch dabei, wenn ihr so schön gemeinsam zu ihr betet. Du selber, Schwester, hast immer die Psalmen angefangen; fürchtest du dich nicht, wenn du so betest und Gott, den Großen-Großen, im Himmel anredest? O Sophie, wenn wir nur auch so gut beten könnten, wie die Schwestern!“

Ich sagte ihr, sie solle nur fleißig das Vater unser beten, dies sei das schönste und beste von allen Gebeten, denn Christus, der Herr selber, habe es uns gelehrt, auch könne und solle sie ihre Arbeit Gott aufopfern, dann werde die Arbeit auch ein Gebet und werde ihr viele Gnaden bei Gott erslehen. Darob freute sich Laurentia gar sehr; willig übernahm sie jegliche Arbeit, die ich ihr auftrug und sang dazwischen religiöse Lieder. Dann schwieg sie wieder eine Weile, und ich merkte, daß sie im Stillen betete. Sind das nicht gute Kinder, und hat das Christentum in den Herzen dieser schwarzen Neuchristen nicht schon recht tiefe Wurzeln geschlagen?

Möge doch das göttliche Herz Jesu in seiner unendlichen Liebe recht bald alle noch heidnischen Kinder zu seiner Erkenntnis und Liebe führen. Herr, schenke allen diesen armen Schwarzen die Gnade des wahren Glaubens! Amen!

Unsere Missionschwestern suchen staatlich geprüfte Lehrerinnen.

Bekanntlich ist gegenwärtig der Zudrang zum Amte einer Volksschullehrerin ein außerordentlich großer. In Bayern z. B. sind gegenwärtig über tausend geprüfte Lehramtskandidatinnen ohne Verwendung, und trotzdem befinden sich weitere 3150 Kandidatinnen in der Ausbildung, das ist das Fünf- bis Siebenfache des wirklichen Bedarfes, sodaß 10—13 Jahre vergehen dürften, bis all diese zur wirklichen Anstellung im Lehramte kommen.

Um dieser Ueberproduktion von Lehrerinnen zu begegnen, ist die bayerische Regierung gesonnen, für sämtliche Anstalten, seien sie nun privater, staatlicher oder klösterlicher Natur, genau die Zahl festzustellen, wieviele Kandidatinnen jedes Jahr aufgenommen werden dürfen. Daß durch diese Maßregel ganze Lehranstalten, wie eine Menge Lehramtskandidatinnen schwer getroffen werden, liegt auf der Hand, doch das läßt sich nicht vermeiden.

Und doch gäbe es für diese Ueberfülle von Berufen zum Lehrstand einen herrlichen Ausweg in den katholischen Missionen. Wieviele Missionsanstalten in Amerika, Indien, China, Südafrika usw. klagen über großen Mangel an Lehrkräften. Ich erinnere hier speziell an die Missionschwestern vom kostbaren Blut. Diese haben ein großes Missionshaus, Heiligblut, in Holland; wirken in der Mission der Väter vom hl. Geiste in Deutsch-Ostafrika, in der Trappisten-Mission am Kongo, namentlich aber in der Mariannhiller-Mission in Südafrika, wo ihnen in beinahe 30 Missionsstationen, die sich von

der Kapkolonie bis nach Rhodesia erstrecken, ein herrliches Arbeitsfeld offen steht und wo sie schon seit mehr als 27 Jahren mit großem Erfolge tätig sind.

Die Zahl der dortigen Missionschwestern ist an sich keineswegs gering, denn sie beziffert sich seit Jahren auf mehr als 330, doch an staatlich geprüften Lehrerinnen ist noch immer ein empfindlicher Mangel. Wie willkommen wären ihnen daher brave, christliche Lehrerinnen, die nach Vollendung ihrer Studien als Missionschwestern in ihre Kongregation eintreten wollten!

Freilich ist dann nicht nur ein Beruf für das Lehrfach und Erziehungsweisen, sondern in erster Linie ein Beruf zum Ordensleben nötig!



Josephine.

Was gibt es aber Erhabeneres, als für jenen Stand berufen zu sein, der nach dem Priestertum die höchsten Ideale in sich vereinigt: — als Braut Christi fern von der Welt zu leben und doch als Friedensengel mitten in der Welt sich selbstlos dem Wohl der armen Menschheit hinzuopfern, ja als Missionarin teilzunehmen an dem apostolischen Wirken der hl. Kirche!

Eine Lehrerin, die für ihren Beruf wirklich begeistert und von dessen Tragweite durchdrungen ist, hat bis zur Ergreifung des Ordens- und Missionsberufes nur einen Schritt. Das Ordensleben kann ihre eigene Heiligung sicherstellen und bewahrt sie in ihrer wissenschaftlichen und erzieherischen Tätigkeit vor Klippen, die in der Welt nicht oder nur sehr schwer zu umgehen sind. Der Missionsberuf bietet ihrer Tätigkeit ein viel unbeschränkteres Arbeitsfeld, als die mit Geseßen umzäunten Schulen Europas bieten können.

Freilich sichert ihr weder der Orden noch die Mission einen finanziellen Gehalt und auch keine Pension, dagegen einen unbeschreiblich hohen Lohn für eine ganze

Ewigkeit und die sichere Erfüllung der Verheißung, welche der göttliche Heiland an jene Mahnung: „Suchet zuerst das Reich Gottes“ knüpft: „Und alles Uebrige wird Euch dazu gegeben werden“. Sie ist dann ein Schoßkind der göttlichen Vorsehung, in deren Hände sie alle irdischen Sorgen legen kann. Die Genossenschaft, in der sie für das Ordensleben erzogen wird, ist ihr eine treu besorgte Mutter und ein sicheres Heim.

Die Kinder, die sie als Missionschwester zu erziehen hat, sind freilich die Vermissten der Armen, aber hat doch das schwarze Kind ebenso eine bildungsfähige, unsterbliche Seele wie das weiße. Ja, in vielen Stücken ist das Amt einer Missionschwester noch viel schöner und idealer, als das einer weltlichen Lehrerin. In europäischen Verhältnissen ist die Tätigkeit der Lehrerin meist auf die Schule beschränkt, und selbst da sind ihr noch viele lästige Schranken gezogen. Anders in der Mission; hier hat sie einen ungleich größeren Einfluß auf die ihrer Obhut anvertrauten Kinder, sowohl innerhalb, wie außerhalb der Schule. Die religiöse Erziehung bildet da die Hauptsache und die Missionschwester ist dem schwarzen Kinde gegenüber nicht nur Lehrerin, sondern namentlich auch Erzieherin, ja Mutter in des Wortes schönster Bedeutung. Sie kann und soll es nicht nur in den weltlichen Fächern, sondern namentlich in unserer heiligen, katholischen Religion unterrichten, kann es praktisch ins religiöse Leben einführen, ja kann ihm sogar auch später noch, längst nach Entlassung aus dem eigentlichen Schulverband, in hundert Sachen ratend und helfend zur Seite stehen.

Möchten doch fromme Eltern und Erzieher, speziell die katholischen Priester und Ordensleute, solche Kandidatinnen, die als weltliche Lehrerinnen nur schwer eine Anstellung bekommen können, auf den überaus schönen, wahrhaft idealen Wirkungskreis hinweisen, der ihnen in den katholischen Missionen offen steht! Welch' unschätzbaren Dienst könnten sie dadurch nicht nur diesem und jenem armen Mädchen, sondern dem ganzen großen Missionswerk erweisen, und sich dabei reichlichen Anteil sichern an all den Arbeiten und Verdiensten so manch' braver, opferwilliger Missionschwester, welche die erste Regung zu ihrem schönen Berufe ihrem Räte zu verdanken hat.

Zum Schlusse lege ich diese Zeilen in die Hände des h. I. J. o. s. e. p. h., der von jeher als ganz besonderer Patron der Berufsfrage angerufen wurde. Möge er recht viele brave, seeleneifrige Lehramtskandidatinnen für das große Werk der katholischen Mission begeistern, ist es doch nach dem großen Areopagiten das göttlichste der göttlichen Werke, mitzuwirken an der Rettung unsterblicher Seelen.

Wer die näheren Aufnahmebedingungen bei den Schwestern vom kostbaren Blute kennen lernen will, wende sich vertrauensvoll an nachstehende Adresse:

Ehrwürdige Mutter Paula, Generaloberin Heilig-Blut, Beek en Donk, bei Helmond, Niederlande.

oder auch an: Schwester Oberin, Herz-Maria-Kloster in Diefflen, bei Saarlouis.

Dem Gelöbniſſe treu.

8. Kapitel.

Dem Tode geweiht.

„Mein Verhängnis begann, noch bevor ich das Licht der Welt erblickte. Bei meiner Geburt verzweifelte man an meinem Leben. In der Not machte meine Mutter

das Gelübde, ich solle in beständiger Jungfräulichkeit Maria, der Königin des Himmels, geweiht sein, falls ich dem Tode entginge. . . Die Mutter meinte es gut, doch mich stürzt nun das unbefonnene Gelübde ins Grab.

Ich trat in mein sechzehntes Jahr, als meine Mutter zum Sterben kam. Wenige Stunden vor ihrem Tode ließ sie mich an ihr Sterbelager rufen. Wir waren allein. „Meine Tochter“, begann sie, „du kennst das Gelübde, das ich für dich abgelegt habe. Willst du deine Mutter Lügen strafen? O meine liebe Metha, siehe, ich lasse dich in einer Umgebung zurück, die einer Christin gar nicht würdig ist. Alle die Männer und Jünglinge in unserem Dorfe sind Gözendiener und wissen nichts vom wahren Gott, der dir durch ein Wunder das Leben geschenkt. Mein Kind, solche Leute sind deiner nicht wert! Wenn du nun den Jungfrauenschleier nimmst, entlastest du den Sorgen der Hütte und bewahrst deine Seele rein von den bösen Leidenschaften, welche den Busen deiner Mutter zerrissen. Drum, meine Vielgeliebte, komm her und schwöre mir im Angesichte Gottes und vor dem Bilde der Himmelskönigin, daß du Zeit deines Lebens Jungfrau bleiben willst.“

In Tränen zerfließend warf ich mich in die Arme meiner sterbenden Mutter und versprach ihr alles, was sie von mir haben wollte. Da gab sie mir den weißen Schleier und fügte hinzu: „Kind bedenke, was du versprochen hast. Es brächte dir Fluch für Zeit und Ewigkeit, wenn du jemals dein Gelübde brechen würdest!“ Nachdem sie mir noch das Versprechen unverletzlichen Schweigens jedem Heiden gegenüber abgenommen, umarmte sie mich zum letztenmale und hauchte dann ihre Seele aus. —

Ja, erkannte anfangs die Schwere meines Gelübdes nicht. Ich dachte nur an den Tod meiner lieben Mutter, und fühlte ich mich als Christin und wegen des spanischen Blutes, das in meinen Adern floß, so erhaben über meine heidnische Umgebung, daß ich an eine Vermählung gar nicht dachte. Was war es doch Schönes, als christliche Jungfrau, einzig und allein dem Gotte meiner Mutter anzugehören! — Da kamst du, Madonda, als junger, schöner Gefangener, den man dem Feuertode geweiht hatte. Dein trauriges Schicksal rührte mich tief; ich wollte dich retten um jeden Preis. Ich tat es; doch erst jetzt begann ich, die Schwere meines Gelübdes zu erkennen. Während ich dein Leben erhielt, rannte ich selbst geraden Weges dem Tode entgegen!“ — Metha schwieg eine Weile.

Da konnte ich mich nicht länger halten. Ich ballte die Fäuste und schrie den Eremiten an: „Wie, Glender, das ist also die Religion, die du so sehr rühmest? Zum Verderben ward sie mir, denn sie ist der Tod meiner geliebten Metha?“ Ich wollte noch vieles sagen, doch der greise Missionär donnerte mir die Worte entgegen:

„Schweige mir, du unverständiger Heide! Wie magst du es wagen, eine Religion anzuklagen, die weit dein Sinnen überragt? Was hast denn du überhaupt schon getan? Vermessener Jüngling, welche Tugend hast du geübt, welche dir das Recht zu einer Klage gegen Gott, den Allhöchsten, gebe? Unglücklicher, du trägst ein Herz voll ungezählter Leidenschaften mit dir herum, und wagst es, den Himmel anzuklagen! Hättest du, wie ich, dreißig Jahre im Dienste Gottes zugebracht, fürwahr, du könntest dann nicht so vorschnell urteilen über die Pläne der göttlichen Vorsehung!“

Die Augen des ehrwürdigen Greises schossen Blitze, und seine Worte hallten wie der Donner durch die Felsenrotte. Ich warf mich ihm zu Füßen und bat ihn um

Verzeihung. Er hob mich auf und sprach gerührten Herzens: „Mein Sohn, mir persönlich magst du ruhig jede Unbill zufügen, ich werde es gelassen hinnehmen, nie und nimmer aber kann ich es ertragen, wenn einer es wagt, den Himmel oder die christliche Religion anzuklagen. Doch

laß uns jetzt deine Schwester hören; vielleicht gibt es noch ein Heilmittel. Wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen. Madonda, das Christentum ist eine göttliche Religion, und sie zählet die Hoffnung unter die drei göttlichen Tugenden.“ —

Metha fuhr fort:

„Mein Freund, du bist Zeuge meiner Kämpfe gewesen und doch hast du nur den kleinsten Teil derselben gesehen; meine bittersten Leiden verbarg ich dir. Ja, der

schwarze Sklave, der mit seinem

Schweiße den glühenden Sand von Florida befeuchtet, ist weniger elend, als ich es gewesen. Ich bewog dich zur Flucht und ging mit dir, obschon ich wußte, ich eile dem Tode entgegen. Hätte ich nur Freunde und Heimat zu verlassen gehabt, ich hätte es für nichts geachtet, ja, selbst mein Leben hätte ich furchtlos in die

Schanze geschlagen, doch eines konnte ich nicht: meinem Gelöbniß konnte und wollte ich nicht untreu werden. . . .

Dazu begleitete mich beständig der Schatten meiner Mutter. Ich glaubte ihre Stimme, ihre klagenden Vorwürfe zu hören, und schreckte vor dem Fluche, mit dem

sie sterbend mir gedroht hatte, falls ich mein Gelübde brechen würde. . . .

Da wich der Schlaf aus meinen Augen, meine Nächte waren voll Gespenster, der Tau des Abends vertrocknete auf meinen glühenden Lippen, und der kühle Hauch des



Der heilige Schutzengel. Gemälde von Lingner.

Göllichotel Berlin 68.

Waldes entzündete sich vor der Glut meines Atems! — Welch' eine Qual, dich immerfort bei mir zu sehen, dich, den einzigen Menschen, der mir geblieben, und dennoch eine unübersteigliche Schranke zwischen dir und mir zu wissen! Es wäre mein Glück gewesen, dir als Sklavin in einer ärmlichen Hütte zu dienen, ich wäre mit dir bis

an die Grenzen der Erde gewandert, und hätte mit Freuden mein Leben für dich geopfert, doch ich durfte deine Hand nicht nehmen, konnte das Traumbild meines Glückes nicht fassen; ungestillt blieb das Sehnen meines Herzens.“

„Meine Tochter“, unterbrach sie hier der Greis, „dein Schmerz ist groß, doch bekämpfe die Aufwallung deines Herzens, alles Uebermaß ist von Uebel. Gott ist die Liebe, und unsere heilige Religion verlangt keine übermenschlichen Opfer. Beruhige dich, mein Kind, ich werde, wenn du es wünschst, an den Bischof von Duebeck schreiben. Er hat die nötige Vollmacht, dich von deinem Gelübde zu lösen. Sobald Madonda Christ geworden, kannst du ihm ruhig die Hand zum ehelichen Bunde reichen.“ —

Bei diesen Worten schaute Metha den Greis mit weitgeöffneten Augen an und brach dann in die Worte aus: „Wie? Es gab ein Heilmittel? Ich konnte von meinem Gelübde gelöst werden, und erfahre das erst jetzt?“

„Ja, meine Tochter, das Band kann gelöst werden, und gebe Gott, daß du noch viele Jahre in Glück und Frieden mit deinem künftigen Gatten zusammenlebst.“

„Zu spät, zu spät! — O Madonda, hätte ich doch diesen edlen Greis um eine Stunde früher getroffen! — Siehe, du weißt noch nicht alles, gestern bei dem furchtbaren Gewitter, als ich zitternd vor Angst an deiner Seite stand, fürchtete ich, meinem Gelübde untreu zu werden. Da stieg das Bild meiner sterbenden Mutter vor mir auf, und ich griff zum letzten Mittel, meine Unschuld zu bewahren. — Madonda, als du meine Hand ergreiftest, und ich sie dir ruhig überließ, ahntest du nicht, daß du eine Todesbraut berührtest.“

„O Gott“, rief der Missionär, „mein Kind, was hast du getan?“

„Ein Verbrechen begangen, mein Vater“, gestand mit irrem Blicke Metha. „Ich sah meine Schwäche vorher, darum nahm ich, bevor ich die elterliche Hütte verließ, etwas mit mir. Es war Gift, das stärkste, was wir in unserem Stamme kennen. Viele Tage trug ich es mit mir herum, und jetzt — wühlt es in meinem Innern!“ —

Da entfiel die Fackel der Hand des Missionärs, und ich selbst sank wie leblos neben Metha nieder. —

(Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Seit längerer Zeit laufen beinahe für jede Nummer des Vergißmeinnicht die mannigfachen Berichte über Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph bei uns ein. Für diesmal seien nur folgende Fälle, in welchen direkt Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen war, erwähnt. Der erste Bericht lautet:

„Bin seit einem Jahr Abonnent des Vergißmeinnicht und lese darin mit besonderer Vorliebe die Berichte von den vielen Gebetserhörungen, die bald dieser, bald jener durch die vertrauensvolle Anrufung gefunden hat. Nun hatte ich selbst schon lange ein schweres Anliegen bezüglich einer guten Standeswahl. Zuletzt empfahl ich die Sache dem heiligen Joseph und hielt ihm zu Ehren eine neuntägige Andacht. Es war gerade der Monat März, und siehe, am 19. dieses Monats, am Feste des heiligen Joseph, ward meine Bitte in ganz auffallender Weise erhört. Klar und deutlich ist mir mein Lebensweg nun vorgezeichnet, und voll Dank gegen Gott und den heiligen Joseph, dem ich auch sonst viel Gutes zu verdanken

habe, veröffentliche ich diese Zeilen. Jeder, der dies liest, nehme ebenfalls seine Zuflucht zum heiligen Joseph, diesem großen Helfer in jeglicher Not!“

Eine zweite Mitteilung lautet also: „Im Monat März waren wir in großer Not wegen einer Wohnungsangelegenheit. Die vielen Berichte im Vergißmeinnicht bestimmten uns, den heiligen Joseph als Helfer anzufragen. Wir versprachen nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, ein ganzes Jahr hindurch jeden Mittwoch vor dem Bilde des heiligen Joseph ein Lichtlein für die armen Seelen brennen zu lassen; und siehe, der heilige Joseph hat uns ganz wunderbar geholfen!“

Eine Vergißmeinnichtleserin schreibt: Mein Mann wurde vor einigen Jahren lungenkrank, und wurde, weil das Uebel immer weiter um sich griff, in eine Lungenheilstätte verbracht. Ich bestürmte den heiligen Joseph im Gebete und diese Woche kehrte er allem Anscheine nach gesund zurück. Veröffentlichung war versprochen.

Von einer katholischen Familie aus N. an der Ruhr gingen uns folgende Zeilen zu: „Wir hatten große Geschäftsbedrängnis und wußten nicht, woher uns menschliche Hilfe kommen sollte. Da wandten wir uns mit festem Vertrauen an den hl. Joseph, der uns schon so oft geholfen, hielten ihm zu Ehren eine Novene und versprachen im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. In gleicher Meinung beieten wir auch zum hl. Antonius und zum hl. Apostel Judas Thaddäus.“

Schon am dritten Tage gab es eine Veränderung im Geschäft. Wir setzten unsere Andacht fort, und bald darauf war uns dauernd geholfen. Die nötigen Gelder liefen ein, und alle Schwierigkeiten hatten ein Ende. Drum tausend Dank diesen drei großen Helfern in der Not! Möchten doch recht viele Katholiken ihre Zuflucht ebenfalls zu ihnen nehmen; der Erhörung dürfen sie, falls es so in Gottes Ratsschlusse liegt, allzeit sicher sein.“

Aus Stargard erlucht man uns um folgende Veröffentlichung: „Im Monat März l. J. erkrankte meine Frau derart an Nierenleiden, daß der Arzt eine Operation als notwendig erklärte. In unserer Not wandten wir uns an den hl. Joseph und begannen zu seiner Ehre eine neuntägige Andacht. Und siehe da, einen Tag vor dem zur Operation bestimmten Termin besserte sich ihr Zustand so sehr, daß von der Operation Abstand genommen wurde. Darum Dank dem hl. Joseph, der uns durch seine Fürsprache geholfen hat!“

Den Schluß bilde der einfache Bericht einer Abonnentin aus Niederbayern: sie schreibt: „Schon lange sehnte ich mich nach dem heiligen Ordensstande, allein ich hatte da mit verschiedenen Hindernissen zu kämpfen und war oft krank, sodaß an die Aufnahme in ein Kloster gar nicht zu denken war. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, dessen Hilfe ich schon oft erfahren.“ „O großer hl. Joseph, betete ich oft, du hast das Jesukind auf den Armen getragen und vermagst daher alles bei ihm, bitte doch auch für mich bei deinem lieben Pflegetohn und hilf mir! Und siehe, wider alles Erwarten erlangte ich meine volle Gesundheit wieder und kann nun in den ersehnten Ordensstand eintreten. Ich rufe daher allen Bedrängten zu: „Gehet zu Joseph! Ihm hat der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn, sowie Maria, die Braut des hl. Geistes, anvertraut; er kann uns allen helfen durch die Macht seiner Fürbitte bei Gott.“

Zur Ehre des hl. Antonius: (Eingefandt.)

Am 9. Februar 1912 überfandte mir auf mein Ersuchen einer meiner Freunde verschiedene Jahresberichte eines gewissen Vereins, dessen Präsident er war, mit dem Ersuchen, sie nach genommener Einsicht tunlichst bald zurückzusenden, weil er dieselben zur Abfassung einer Jubiläumsschrift benötige. Da man jedoch zur selben Zeit und aus der gleichen Stadt von einem Bauherrn verschiedene Pläne und Schriften erwartete, hielt man die oben erwähnten Jahresberichte, als sie hier eintrafen, für die Pläne und Schriften des Bauherrn und sandte das Paket ungeöffnet an einen Geschäftsmann der nahen Stadt B. Letzterer bemerkte zwar den Irrtum, legte jedoch der Sache keinerlei Bedeutung bei und ließ das Paket ruhig in seinem Hause liegen.

Nun gab es Schreibereien über Schreibereien. Mein Freund verlangte immer dringender die ihm unentbehrlichen Akten zurück, denn es waren die einzigen, die er hatte. Wir selbst konnten trotz alles Suchens und Nachforschens nichts finden. Da entschlossen wir uns zu einer Novene zu Ehren des hl. Antonius und versprachen im Falle der Erörterung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Die Novene wurde am 14. Juni, also einen Tag nach dem Feste des großen Heiligen beendet, doch die verloren gegangenen Jahresberichte wollten nicht zum Vorschein kommen.

Ich war in größter Verlegenheit, sogar mein Vertrauen zum hl. Antonius wollte schwinden und ich erklärte mich bereit, 100 Franken zu zahlen, wenn die leidige Sache damit in Ordnung gebracht wäre. . . . Da, plötzlich erinnerte ich mich — ich weiß heute noch nicht, wie es kam — des Geschäftsmannes in der nahen Stadt B. Sollten die heißgesuchten Papiere vielleicht bei ihm liegen? Unmöglich! Doch die Sache ist einer Nachfrage wert. Ich suche ihn persönlich auf, und siehe, er holt sofort ein Paket herbei: es war die Sendung meines Freundes vom 9. Februar 1912, das mir so viele Sorgen und Schreibereien gemacht hatte! — Gott und dem hl. Antonius sei Dank! rief ich voll Freuden aus, sandte sofort an meinen Freund ein aufklärendes Telegramm und noch am gleichen Tag die mehrerwähnten Akten.

Es scheint der hl. Antonius wollte den Verdacht mangelhafter Hilfe nicht auf sich ruhen lassen. Ich meinerseits leiste ob meines schwachen Vertrauens demütige Abbitte, sage ihm meinen pflichtschuldigen Dank, und ermahne alle, welche diese Zeilen zu Gesicht bekommen, zum unbedingten Vertrauen auf die Hilfe des großen heiligen Antonius.

Des Lebens Rätsel.

(Nach John Vaughan.)

Mehr als eines von uns armen Menschenkindern legt seiner eigenen Persönlichkeit eine lächerlich große Wichtigkeit bei. George Eliot vergleicht einen solchen mit dem Hahne am

Scheunentor, der sich einbildet, die Sonne gehe jeden Morgen nur deshalb auf, um ihn, den größten Helden im ganzen Hühnerhof, krähen zu hören.

Mancher dünkt sich groß, und dennoch sind wir alle so unglaublich klein. Um dies einigermaßen zu begreifen, laßt uns von einer gewissen Hypothese ausgehen. Denken wir uns einmal, eine göttliche Kraft nehme uns mit einem Ruck von dieser Erde weg und verlege uns in den Polarstern! Freund, da droben öffnete sich uns eine Aussicht auf den Gesamtmechanismus des Planetensystems! Denken wir uns ferner, unser Auge schaue mit wunderbarer Kraft und Schärfe über das ganze Universum hin. Welch' ein Bild! Diese wunderbaren Konstellationen ganzer Millionen von Sternen in einem Meere von Glanz und Licht. Und der Herr kennt sie alle und nennt sie mit Namen. Uns selber fesselt vor allem unsere eigene schöne Sonne. Wie schimmert und glänzt und leuchtet sie, herrlich wie am



Gemälde von Schatz in Jansbrud. (Originalbild.)
Saage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgrabenstraße 14.

Schöpfungsmorgen in ewig-junger Schönheit! Und rings um sie die riesigen Planeten wie Neptun, Uranus, Saturn und Jupiter. In unermesslichen Bahnen umkreisen sie ihr Zentrum in Zirkeln, die buchstäblich Tausende und abermals Tausende von Meilen in sich begreifen.

Doch siehe, unter diesen Planeten fesselt vor allen ein er unser Interesse. Er ist keineswegs der größte, im Gegenteil zu seinen vorhin erwähnten Genossen ist er klein, so klein und unscheinbar, daß tausend von ihm zusammengeschmolzen werden müßten, um z. B. einen Stern von der Größe des Jupiter zu bilden. Wie heißt denn dieses kleine Planetchen, das im Vergleich zum ganzen Universum nicht größer ist als ein Sandkorn am Meeresufer? Siehe, das ist unsere Erde, die Welt, auf der wir wohnen.

Ist sie wirklich so klein? Vor Gott, ihrem Schöpfer, schon, vielleicht auch vor seinen Engeln. Uns Menschen aber erscheint sie riesengroß. Denn siehe, auf der Oberfläche dieser Kugel, die sich beständig dreht und dabei die Sonne, ihr Zentrum, umkreist, erblicken wir Meere und Berge, Flüsse, Seen, Wälder und ungeheure Ebenen. Dazu eine lebende Fracht von ungefähr 1600 Millionen Menschen mit all ihren Wohnplätzen und Städten. Wie staunt das Auge beim Anblick all der großen Seehäfen mit den vielen Schiffen und Tausenden von Masten! Welch' ein Treiben, welch' ein Verkehr in diesen großen Zentren des Handels und der Industrie! Und siehe, mit all dem fliegt diese merkwürdige Kieselkugel schneller durch das Universum dahin, als je ein Geschloß aus einem Kanonenrohr kam. Wer vermag die Kraft zu fassen, die all diese Wunder mit spielender Leichtigkeit vollbringt? Wie groß ist die Erde in unsern Augen, wie klein in der Hand ihres Schöpfers!

Und wie klein erscheint da erst der einzelne Mensch! Viel kleiner und winziger als eine Ameise, welche an einem mächtigen Gebirgsstocke emporfriedet. Wer sollte bei diesem Gedanken nicht in aller Demut vor dem Herrn sich beugen, der ihn aus dem Nichts erschuf, und der allein der Große, der Ewige, der Unendliche ist? — Herr, lehre mich Demut! Erfülle mein Herz mit deiner heiligen Furcht, denn sie ist der Anfang der Weisheit!

(Fortsetzung folgt.)

Echte Liebe — guter Wein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche *) ich dem guten Wein:
Darf nicht brausen, darf nicht sausen,
Muß schön still und ruhig sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem reinen Wein:
Darf nicht grollen, darf nicht schmollen;
Darf nicht trüb und fauerig sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem kräftigen Wein:
Darf nicht schwanken, darf nicht wanken,
Muß voll Kraft und Stärke sein.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem duft'gen Wein:
Reich an Fülle muß in Stille
Dringen sie zum Herzen ein.

*, Vergleiche.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem reinen Wein:
Gute Lage, heiße Tage
Fördern mächtig das Gedeih'n.

Echte Liebe, wahre Liebe
Gleiche ich dem feinen Wein:
Muß verschlossen, unverdrossen
Klug und treu behütet sein.

Heinrich Bauer.

Der Heimat zu!

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Die Welt durchstreift' ich kreuz und quer,
Gebetet hab' ich lang' nicht mehr.
Wer bringt das Paradiesesglück,
Den Kinder glauben mir zurück?

So konnte mit dem bekannten deutschen Dichter wohl auch unser Gregor fragen. Er hatte früher unsere Missionschule in Czestochau besucht. Ich selbst war lange Zeit seine Lehrerin, und der Knabe hatte einen so stillen, sanften Charakter, daß man ihn unter den andern lustigen Jungen kaum hörte. Doch stille Wasser gründen tief.

Gregor mochte etwa 14 Jahre alt sein, da wollte er von der Schule absolut fort. Man riet ihm, wenigstens zu bleiben, bis er die erste hl. Kommunion empfangen hätte, umsonst, eines Tages rannte er heimlich bei Nacht und Nebel davon. Er ging heim, ins elterliche Haus. Der Vater, ein strenger, frommgläubiger Christ, führte ihn in die Schule zurück. Gregor entließ ein zweites- und drittesmal und ging zuletzt, der väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen überdrüssig, nach Zohannesburg. Hier in der afrikanischen Großstadt, wo von der halben Welt her die zweifelhaftesten Elemente zusammenströmen, wurde der unerfahrene Junge, dem überhaupt noch jede Festigkeit des Charakters fehlte, bald seinem Gott entfremdet.

Lange, lange ließ er nichts mehr von sich hören, bis er auf einmal wieder ganz unerwartet in Czestochau auftauchte. Doch wie sehr hatte sich der arme Junge verändert! Er war ein eitler, hochaufgeschossener junger Gef geworden, dem man die innere Verkommenheit auf den ersten Blick ansah. Was nützten da die feinen Kleider und die schönfrisierten Haare? Die fahle Gesichtsfarbe und der scheue Blick schreckten jeden anständigen Menschen von dem lockeren Gesellen zurück. Er selbst fand auch nichts Anziehendes mehr in dem stillen Christendorf, wo die Kirchenglocken so oft zum Gebete riefen und die Gläubigen so häufig zu den hl. Sakramenten gingen. Er war ein Fremdling geworden im Vaterhaus, daher schnürte er bald wieder sein Ränzlein und wanderte nach der schönen Großstadt zurück.

Jahre vergingen, Gregor blieb in der Fremde. Sein guter Vater starb, seine Geschwister gründeten ein eigenes Heim, er selbst zählte zu den Verschollenen. Niemand sprach gern von ihm. Nur eine Seele war ihm treu geblieben; sie hoffte immer noch und betete viel um seine Rückkehr, sein frommes, braves Mütterchen.

Horch, was ist das? Trabt nicht ein Rößlein den schmalen Fußpfad entlang und bleibt dort vor der ärmlichen Hütte stehen? Auf seinem Rücken sitzt, ganz in sich zusammengebrochen, eine wahre Zammergestalt. Ach, wer hätte in diesem abgekehrten, schlecht gekleideten Jungen, der nun matt und kraftlos vom Pferde steigt,

unsern einst so stolzen Gregor erkannt? — Nur ein Auge erkennt ihn sofort, das treue, liebende Mutter-
a u g e. Ein Mutterherz verzeiht dem Kinde immer wieder, es verzieh auch dem armen Jungen, der nun physisch und geistig gebrochen ins elterliche Haus zurückkam. Er hat den Todeskeim im Herzen und leidet böse an den Folgen jugendlicher Ausschweifung. Am liebsten wäre er in der Fremde geblieben, doch nein, da kann er nicht sterben, so will er nicht vor den ewigen Richter treten. Er will heim, will seine Schuld bekennen, will büßen und Gottes Erbarmen anrufen . . .

So findet ihn am Feste Peter und Paul unser langjähriger Krankenwärter Bruder Eduard, der gerade mit Bruder Liberatus in verschiedenen Kaffernhütten die Kunde machte, um einige Kranke zu besuchen. Bruder Eduard kannte den armen Gregor schon von dessen Kindheit an und das Zusammentreffen unter solchen Umständen war daher um so erschütternder. Gregor war nicht hart; bei den liebevollen Worten der beiden Brüder taute sein Herz rasch auf. Er schämte sich seiner Tränen nicht, denn er wußte, daß sie aufrichtiges Mitleid mit ihm hatten und nur sein Bestes wollten.

Bald darauf erschien auch der Hochw. P. Neuschwanger in der Hütte des Kranken, und seinem edlen Priesterherzen gelang es rasch, dessen volles Vertrauen zu gewinnen. Eine gute, aufrichtige Beicht krönte das begonnene Werk. O wie leicht war es nun dem Kranken um's Herz! Er kam sich vor wie der verlorene Sohn, der ins liebe Vaterhaus zurückgefunden.

An leibliche Genesung war nicht mehr zu denken. Bruder Gerold, unser Katechet, übernahm es, ihn auf die erste hl. Kommunion vorzubereiten, eine Gnade, die Gregor kaum mehr zu hoffen gewagt hatte. Willig wie ein Kind, bemüht er sich nun, den Katechismus zu lernen und ist überhaupt geistig vollständig umgewandelt, demütig, geduldig, zufrieden, dankbar für jeden Dienst, den man ihm erweist. Bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, wird Gregor seine Pilgerschaft wohl schon vollendet haben. Er stirbt gerne; er hat die Täuschungen dieser Welt zur Genüge kennen gelernt, und sein Herz verlangt nach der wahren, ewigen Heimat.

„Ich möchte heim!
Ich sah in sel'gen Träumen
Ein bess'res Vaterland.
Dort ist mein Teil
In ewig lichten Räumen.
Hier hab' ich keinen Stand.

Der Denz ist hin,
Die Schwalbe schwingt die Flügel
Der Heimat zu, weit über Tal und Hügel.
Sie hält kein Jägersmann,
Kein Vogelschein, —
Ich möchte heim!

Einführung in das kaffrische Wahrsageramt.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Gimmelberg. — Der heidnische Kaffer glaubt bekanntlich an keine Götter, dagegen hält er ungemein viel auf den Einfluß und die Verehrung der Geister der

Vorfahren, von ihm amadhlozi genannt. Die Doktoren und Wahrsager rühmen sich eines so vertrauten Umganges mit diesen Geistern, daß sie behaupten, sie könnten alles, auch die geheimsten Dinge durch sie erfahren, ja sie seien von den amadhlozi ganz und gar in Besitz genommen. Nicht selten geht die Kunst der Wahrsagerei vom Vater auf den Sohn oder von der Mutter auf die Tochter über; immerhin muß zuvor die einzuführende Person eine eigene geheimnisvolle Schule durchmachen.

Zeigen sich nämlich bei ihr gewisse Symptome, welche



Eule mit der Maus zum Horst fliegend.

den Schluß nahe legen, sie sei von den amadhlozi in Besitz genommen, so sucht man zur Konstatierung der Tatsache einen alten, in seinem Amte erprobten Wahrsager auf. Dieser inzensiert den Kandidaten mit einer Art Weihrauch und bereitet sodann aus allerhand Kräutern einen geheimnisvollen Trank, ubulau genannt. Mit diesem Mischtrank muß sich die Person den ganzen Leib gründlich einreiben und nimmt sodann, um auch das Innere zu reinigen, ein kräftiges Purgiermittel. Ist dies geschehen, so gießt ihr der Zauberer das Getränk über den Kopf, worauf sofort über den ganzen Leib ein kalter Schauer geht; der Kandidat schreit und lärmt, schlägt wütend um sich, kurz benimmt sich wie besessen. Diese Prozedur wird Taa für Tag, oft mehrere Wochen

oder Monate lang fortgesetzt, bis die Sache sitzt und der Lehrlinge als ein „Eingeweihter“ entlassen werden kann.

Bei der Ankunft im heimatlichen Kraal wird zu Ehren der amadhlozi ein Ochse geschlachtet. Aus der Haut werden zwei Riemen geschnitten, welche der neue Wahrsager als Zeichen seines Amtes kreuzweise über den Schultern trägt. Den Ort, wo die geheimnisvolle

Zeremonie stattfindet, darf niemand betreten, es sei denn, man trage weiße Perlschnüre oder Armspangen, die man aber nachher dem Wahrsager zum Geschenke geben muß. Das Opfertier selbst trägt den ominösen Namen ihau neshoba lika 'dhlozi, Schild und Schwanzende des Indischlofi.

Nun heißt es aber auch, die neue Kunst vor allen Anwesenden erproben. Letztere verbergen Geld, Perl-



Die Maus. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Hanfstaengl, München.

schüre oder sonst einen wertvollen Gegenstand, und der neue „Doktor“ muß nun „ausriechen“, was sie verborgen haben. Aus sich kann er das natürlich nicht, drum trinkt er wieder eine geheimnisvolle Kräutermischung, die aus Quell- und Meerwasser zubereitet ist. Er kommt in einen visionären Traum und sieht nun die verborgensten Dinge. Wie freut sich da der alte Wahrsager über die Kunst seines Schülers! Das anwesende Volk aber klatscht jubelnd in die Hände und behauptet, der neue Doktor habe einen weißen Schutzgeist, der sei klug und stark und sage ihm alles.

Doch es fällt auch im Kaffernlande kein Gelehrter vom Himmel. Der neue Doktor bedarf immer noch zeitweiliger Instruktion und freundlicher Nachhilfe seitens des alten, erfahrenen Meisters. Dazu zeigt sich der Schutzgeist, der den Neuling in Besitz genommen, oft so stark und übermächtig, daß jener heftige Krämpfe bekommt, laut aufschreit, ja vor Schmerz und Glend sterben zu müssen wähnt. Dies alles ist aber nur ein Zeichen, daß der große Geist durch ein Opfer versöhnt sein will. Man schlachtet daher eiligst eine Ziege, und sobald der Gequälte nur das geheimnisvoll zubereitete Opferfleisch sieht, springt er auf, tanzt und singt und fühlt sich wieder vollkommen gesund.

So wird der Lehrling — denn mehr ist er bisher nicht — immer kräftiger und weiser und immer tiefer in die Geheimnisse kaffrischer Wahrsagerkunst eingeführt, bis er endlich den alten Meistern im Amt zugesellt werden kann. Die Eingliederung in die hohe Kunst ist wieder mit einem Hofuspokus verbunden. Da kommen im Heimatstraale des neuen Wahrsagers aus allen Himmelsgegenden, oft aus weiter Ferne, eine Menge alter Doktoren und Zauberünstler zusammen. Ihre Ausstattung läßt an Häßlichkeit und blödsinnigem Aberglauben nichts zu wünschen übrig. Da gibt es eine Anzahl von Schnüren, Hölzchen, Knochen, Zähnen, Blasen, Döschen, gefüllt mit Giften, Heilkräutern usw., von denen jedes seinen eigenen Zweck und seine geheimnisvolle Bedeutung hat.

Ist die ganze Kunst dieser schwarzen Dummkinder und Teufelsdiener beisammen, so werden wieder zu Ehren der amadhlozi Ochsen und Ziegen geschlachtet. Dann wird getanzt, gesungen und gesprungen; jeder hat eine Ziegenblase auf dem Kopf, schwingt den Asagat und den Kuhwedel, macht entsetzliche Luftsprünge und wiederholt beständig den Vers eines alten Zauberliedes: „Der Schutzgeist hat einen Menschen in Besitz genommen, es treiben die Ochsenflächter ihre schwarze Kunst und umschweifen die Hütten der abantu!“ Haben sie sich endlich gehörig ausgetobt, so gehen sie in die Hütte und verzehren das leckere Opferfleisch.

Ist der Schmaus beendet, so wird langsam über die Hände Asche gestreut, dann klatschen sie dieselbe zusammen und reinigen sie am gleichen Ort. Alles Fett muß gründlich abgewaschen werden, damit der starke Schutzgeist, der von ihnen Besitz genommen, nicht entweicht. Die Knochen der Opfertiere werden sorgfältig gesammelt und in einen Graben gelegt: als farger Imbiß für die amadhlozi oder Schutzgeister.

Der neue Wahrsager aber ist fortan nach allen Regeln heidnischer Zauberkunst in sein Amt eingeweiht und genießt bei dem abergläubischen Volk die höchste Achtung; kurz, er ist ein gemachter Mann, und an Geld und Rundschaft wird's ihm nicht fehlen.

Ein Luftballon im Kampfe mit einem Kondor.

Zwei Luftschiffern, Offizieren des mexikanischen Generalstabes, ist ein merkwürdiges und gefährliches Abenteuer in den Lüften zugefallen. Die beiden Herren waren im Kugelballon aufgestiegen und fuhren in etwa 800 Meter Höhe über einen niedrigen Gebirgskamm hin, als mit einem Male eine Schar von Geiern sich von einem Fels erhob und auf den Luftballon zusteuerte. Der Wind trieb die beiden Luftschiffer mit ihrem Ballon der Flugrichtung der Tiere entgegen, so daß an ein Ausweichen nicht zu denken war.

Der amerikanische Kondor ist ein außerordentlich starkes Tier. Die Geier umflatterten und umschwirrten den Ballon, dabei ihr langgezogenes Grr, Grr ausstoßend. Die Luftschiffer warfen etwas Ballast aus, worauf der Ballon um 500 Fuß in die Höhe ging, die Geier unter sich zurücklassend. Bis auf eins der Tiere, das dem Ballon naheilte und im Ernst daran ging, das ihm unbekannte „Tier“, das ihm das Reich der Lüfte streitig zu machen schien, mit dem Schnabel und mit den Klauen zu bearbeiten.

Der eine der beiden Herren kletterte, mit einem Messer bewaffnet, in das Tauwerk, in der Absicht, das Tier, das sich in der Nähe des Ballonventils festgeklammert hatte, unschädlich zu machen, bevor es diesem gelingen konnte, die Ballonhülle selbst zu beschädigen. Kaum aber bemerkte der Kondor das Nahen des Feindes, als er auch schon Reißaus nahm und mit einem Krächzen sich daran machte, den Ballon von der Seite her anzugreifen. Nun war guter Rat teuer. An ein Schießen war nicht zu denken, da der Kondor den Luftschiffern nur zum kleinsten Teil sichtbar war und die Gefahr bestand, mit einer Kugel ebensogut die Ballonhülle zu treffen. Kühn entschlossen ergriff der eine, Leutnant Maximo Gonzales, seinen Revolver, band sich einen Strick um den Leib, dessen anderes Ende von seinen Gefährten an der Gondel befestigt wurde, und kletterte vorsichtig von Masche zu Masche in das Netzwerk des Ballons, bis er sich in die Nähe des Kondors durchgearbeitet hatte. Ein wohlgezielter Schuß — und mit gebrochenem Flügel sauste der Kondor in die Tiefe, während der kühne Leutnant wohlbehalten wieder in der Gondel anlangte.

In der Sprache der Schwarzen.

Einer fuhr in dem Dhau auf dem Meere, dem großen. Da er litt an Krankheit im Schiffe und er fertig war mit Erbrechen von Speise, er sagte: „Ganz gewiß in der Tat, heute ich sterbe.“ Drauf er blickte an die Gefährten seine auf der Reise und fragte: „Das Befinden, das eure, wie ist es?“ — Und es entgegnete der erste: „Glend bin ich und schwach, ich weiß nicht, heute vielleicht ich sterbe.“ — Der zweite, er sagt: „Seid still, schon bin ich gestorben zur Hälfte.“ — „Dann gut,“ erwidert der erste, „wenn Zustand eurer auch so, schön wird gehen dann alles!“ —

Briefkasten.

Giteaux, Südafrika. — H. rgl. Dank und tausendfaches „Vergelt's Gott“ für die milden Spenden, die für unsere schwarzen Kinder aus Amerika und Oesterreich einliefen, desgleichen für die Kirchenparamente und Kleider, die aus Kappeln, Gebenbach, Linz usw. für unsere Außenstation „St. Hugo“ kamen. Als die Sendung ankam, eilten unsere Kinder sofort freudigen Herzens der Kirche zu, um dem lieben Gott zu danken und für ihre lieben Wohltäter zu beten. Kein Tag vergeht übrigens, an dem sie nicht durch Gebet ihrer Dankeschuld gegen die Wohltäter zu genügen trachten. Mit Sehnsucht erwarten sie den Tag ihrer ersten hl. Kommunion, an dem sie zum erstenmale die weißen Kleider anziehen dürfen.

Dah sie an jenem großen Gnadentage der edlen Wohltäter aus Gebenbach ganz besonders gedenken werden, versteht sich von selbst.

Wir empfehlen unsern Lesern bestens ein kleines Büchlein, betitelt: „Lebensweisheit hl. Ordensleute“ von P. Tezelin Salsia, O. Cist. Es enthält für jeden Tag des Jahres den Ausspruch eines Heiligen und bietet wahre Goldkörner in silberner Schale. Druck und Verlag von B. Köhler, M.-Glabach. Preis geb. 60 S.

Affamstadt: Betrag für ein Heidenkind Alois erhalten.

Hochheim: 21 Mk. für ein Heidenkind M. Joh. Antonius.

Herrn S. P. M. A. Schweiz: 370 Fr. dts. erhalten.

Buch: Betrag dts. erhalten und wird nach Wunsch erledigt.

Affamstadt: 92 Mk. 50 Pfg. zu angegebenen Zweck dts. erhalten.

M. Weissenberger, Deggendorf: Betrag erhalten, wird besorgt.

Brief aus M. Gl. dankend erhalten.

Altarspizen fanden gute Verwendung.

Reiting: Erhalten.

Cincinnati, Ohio: Betrag für zwei Adoptivkinder erhalten.

25 Pfund, S. Sch., Milwaukee.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kirchbierlingen, Sonthheim, Weisel, Ottersweier (2mal), Schirgiswalde, Polzitz, Freyung, Bering, Bodelschheim, Augsburg, Breslau, Gänzburg a. D.

Dankjagungen.

Mariannhill: Dank dem göttl. Kinde Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und dem hl. Joseph für die schnelle Heilung einer sehr gefährlichen Fußwunde. Duisburg: Dank der aller. Jungfrau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius von Padua für Hilfe in einem großen Anliegen. Sachsenhausen: Dank dem hl. Joseph! Ich betete zu ihm mit großem Vertrauen, um mein Anwesen auf günstige Weise verkaufen zu können. Nach drei Wochen erhielt ich genau den verlangten Preis. Veröffentlichung war versprochen. Nicolai, Breslau: Dank dem hl. Joseph für erhörte Bitte in einem Wohnungs-Anliegen. Feldbach: Dank für erlangten Hausfrieden. Thörl: Innigen Dank dem lieben Gott, der schmerzhaften Mutter Gottes für erlangte Gesundheit. M. U.: Dem hl. Joseph Dank für Erhöhung in einigen Anliegen. F. M. K.: Innigen Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Muttergottes von Lourdes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung und Hilfe in einem schweren Anliegen. Karlsruhe: Dank dem hl. Joseph, den 14 hl. Nothelfern, Judas Thaddäus für erhörte Bitte. Wwe. Br.: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in zwei verschiedenen Anliegen. W.: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen. A.: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in einer sorgenvollen Geldangelegenheit. Zürich, Haag: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung. Wollerau: Dank dem hl. Joseph für Geneung unserer Kindes.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Roschitzwald, Scheibbs (um Gesundheit). Altdorf, Moerel, Sommeri, Münchwil, Erstfeld, Basel, Luzern, Olten, Erstfeld, Buchrain, Rheineck, Münster, Zürich, Zug. Um Erkenntnis des Berufes. Oberarth, Lachen. Um Familienfrieden. Andwil, Wil. Eine Novene zum hl. Joseph. Tiefenstein, Erzingen, Weingarten, Erolzheim, Sternenberg, A. K., Meisthub, Neubrunn, Waldbach, Uffholz, Rauenstein, Bodmann, Tannenberg, Wertach, Rankam, Wurmanzquid, Gaudelhofbrunn, Neustadt: Vater und Tochter um passende Arbeit, Waldbachhofen, München, Freiburg, Brennenberg, Landsberg a. L., Schöneberg, Sögel, Schwiebel, Vierwinden, Dormagen, Menden, Biele, Bochum, Wasserbillig, Münster, Ruhrort, Uder, Galle, Weeze, Köln-Nippes, Velmede, Brand, Düsseldorf, Kapellen, Werden, Herterath, Vork, Sonthheim, Hammersleben, Neuwerk, Bantendorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Rieger, Kirchbierlingen. Josef Wolf, Straßkirchen. Kath. Ismaier, Kersbach. Jakob Rambitus, Gundershofen. Anton Forster, Mundelbingen. Schwester Irene, Freiburg. Elisabetha Hans, Thekla Kollas, Kleinstabern. Dorothea Langmandel und Eva Fleischmann, Sulzdorf. Josef Mader, Sallitz. Lehrer Liebl, Regensburg. Kelly Dreihäupl, München. Franz Reinhard, Pfr., Gießenheim. Josef Baldauf, Geiersberg. Elise Müller, Sulda.

Friedr. Kaim, Bamberg. Michael Haslinger, Rosina Abentum und Elisabeth, Floritz, Apfeldorf. Johanna Brunenlant, Triberg. Brigitta Fischer, Masdorf. Frau Kupper, Birresborn. Gerard Perborn. Alois Höfens, Heiden. Leonard Hub. v. Berg, Schleiden. Maria Hagg, Hessebären. Frau Schakny, Blauen. Josef Ringemann, Reheim. Gertrud Josten, Schmalbroich. Jakob Josten, Tönisberg. Christina Schmitt, Eilmen. Herr Gagweiler, Brand. Klara Profflich, Köln-Nippes. Arnold Josef Wittgen, Moresnet. Frau Wwe. Franz Hülsmann, Metelen. Franziska Stratmann, Velmede. Elisabeth Voller. Kreszenzia Binder, Niederombach. Kath. Bayer, Neunstetten. Frz. Jos. Bohn, Wiesenfeld. Rosalia Hohmann, Furenkeil. Katharina und Anna Maria Michel, Wolfshausen. Joh. Gekner, Ritzberg. Gg. Weiß, Kilmersbrud. Friedrich und Lina Scheidel, Sinsheim. Herr Prälat, Kolmar. Mathilde Sing, Horb. Mathias Schwarz, Laaber. Elise Späthlein, Hausen. Regina Ebner, Eichbach. Kreszenzia Steurer, Steinlischhof. Elisabeth Dietrich, Neuschbach. Robert Derwart, Motten. Herr Wörzhofer, Reiting. Frau Batshing, Anna Frank und Frau Girch, Bruchsal. Josef Gasi, Würzburg. Maria Kling, Modlos.

Grabschrift.

Mein' auf, mein Christ, und laß dir sagen:
Bald wird dein letztes Stündlein schlagen.
Dum wache stets und bete gern,
Dann schreist dich nicht der Ruf des Herrn
Zell am See.

Mariannhiller Missionskalender 1913.

Unser neuer Kalender ist wieder überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen schönen und lehrreichen Berichten und Erzählungen. Wir erwähnen nur: „Das Negervolk der Schaggaer“, „Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Innern Afrikas“, „Das Ehestandsprotokoll“, „Die Völkerkriege bei Leipzig“, „Weiberlied“, „Eine Wasserstraße vom Rhein nach München“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschnitt. Außer einem prächtigen Farbenbild, die Kommunion des hl. Stanislaus aus der Hand der hl. Barbara darstellend, enthält der Kalender gegen 100 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Der reichste Gotteslohn werde all' jenen zuteil, die sich der guten Sache annehmen!

Der Mariannhiller Missionskalender ist von den auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet in Deutschland 50 Pfg., in Oesterreich-Ungarn 60 Heller, in der Schweiz 65 cts. und in Amerika 20 cents.

Unser diesjähriger Kalender findet allseits großen Anklang. Eines der vielen Anerkennungs schreiben lautet: „Noch nie war der Mariannhiller Kalender so schön, wie dieses Jahr.“ und ein Lehrer fügte seinem Berichte bei: „Ich möchte diesen Kalender jedem Arbeiter in die Hände drücken schon wegen der Geschichte „Ein Opfer der Verführung“. Vielleicht würden da manchem Sozialdemokraten die Augen aufgehen.“

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.